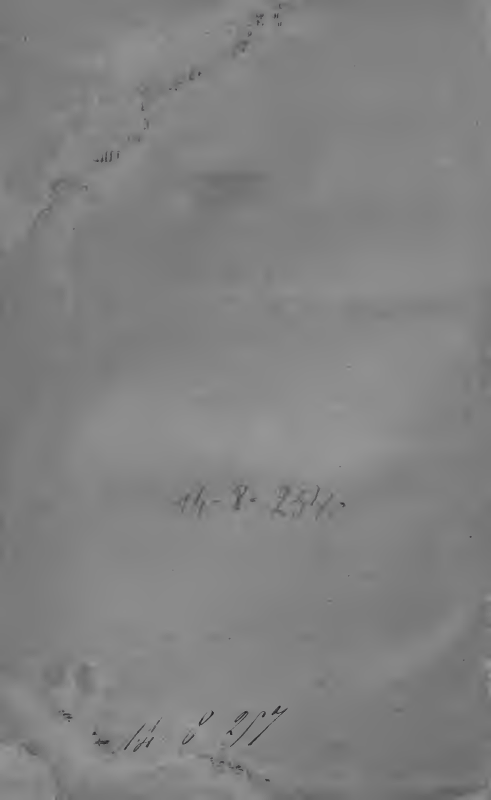

BIBLIOTECA
NAZIONALE
FIRENZE

Rahel und ihre Zeit.

Von

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Leipzig
F. A. Brockhaus
1857.



Rahel und ihre Zeit.



Rahel und ihre Zeit.

Von

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.



Inhalt.

I.

II.

VIII.

I.

Der Gemahl dieses ausgezeichneten Weibes, welcher im Jahre 1833 Rahel's Briefwechsel herausgab, lieferte damit zugleich ein Portrait von ihr, welches in Bezug auf Wahrheit und Lebendigkeit schwerlich von der Feder eines Literarhistorikers erreicht werden wird. Jeder Gebildete kennt heute diese für immer bedeutende Frau, ein jeder liebt und verehrt sie; wozu, wird man fragen, nun noch ein Gemälde von ihr, welches doch niemals das vom Original selbst gemalte erreichen wird? — Wozu? Das ist eine anfangs entmuthigende Frage; man fühlt sich durch sie verlegen, man zögert und läßt muthlos die Feder sinken, die sich eben an die Darstellung eines geliebten Gegenstandes machte. — Wozu? Es ist wahr, man hilft damit keinem Bedürfniß ab, man fühlt überdies, daß man nur eine Copie und kein Original mehr zu

schaffen vermag — und dennoch ist es unmöglich, zu unterlassen, was man willens war. Es ist nicht das Gefühl, welches jenes stolze Wort erzeugte, „verbiete doch dem Seidenwurm zu spinnen!", es ist kein Drang, eine glühende und tanzende Phantasie über einen Gegenstand zu hauchen; nein! Es ist der Gedanke, eine Studie über einen großen und schönen Gegenstand zu liefern, welcher den Sporn zum Fortarbeiten bildet; es ist die Ueberzeugung Leiterin, daß es nicht das Gemälde sein soll, welches neu ist, sondern die Auffassung desselben, die Gruppirung seiner Bestandtheile; es ist eine Etude à deux crayons, ein Portrait écrit, ein Gemälde, welches in einem gewissen Geiste angefertigt, einen gewissen Eindruck hervorrufen soll.

Und wieviel Stoff ist da, um dem literarhistorischen Maler Gelegenheit zu geben, sein Talent aufs Würdigste verwerthen zu können! Rahel ist die Seele einer großen Geistesepoche, ja der größten, welche Deutschland gehabt; sie hat diese mit groß gezogen und ist mit ihr gestorben; — welches reiche Thema! Welches weite Feld! Inmitten zweier kolossalen Revolutionen liegt ihr Reich der Liebenswürdigkeit, und sie, als die Personification einer geistreichen deutschen Frau, herrscht fast ein halbes Jahrhundert als eine

Fürstin par la grâce de l'esprit, ihr Thron umgeben von stolzen Paladinen und einem freien Geistesvolke, voller Liebe für sie. Die Hoheit des Gegenstandes selbst reizt zur Anfertigung eines Portraits, welches für immer der deutschen Nation kostbar sein muß; es ist eine dankbare Arbeit und, wird man dabei von dem Gefühl geleitet, dem deutschen Vaterlande mit bestem Fleiß einen Beitrag zur Geschichte seiner intellectuellen Erhebung zu liefern, so wird stets Nachsicht walten, wenn man das Talent abwägt, mit dem der Versuch gemacht worden ist.

Ein so für alles Große empfänglicher Geist, wie der Rahel Levin's, mußte sich natürlich mit jenem gewaltigen Ereigniß beschäftigen, welches, wie einst bei der Lehre des Christenthums, das Angesicht der Welt veränderte. Rahel, im Juni 1771 geboren, war noch in der ersten Blüte ihres Lebens, als die französische Revolution ihre vulkanischen Stöße bis in die fernsten Winkel der europäischen Welt entsandte. Ueberall blickte die Welt erstaunt und bestürzt auf die großen Ereignisse in Paris; die Siege Friedrich's des Großen bildeten nicht mehr das Gespräch in den Salons und am warmen Ofen; es schien, als sei ein größerer Mann erstanden, ein noch größerer Held, ein Riese, den man überall sah und

auf den man überall hörte. Dieser große Mann war Mirabeau.

Rahel sah Mirabeau, als er in Berlin war; damals war er Nichts als Graf Mirabeau; er ging gut bürgerlich und einfach, wenn auch in der Tracht der damaligen französischen Hofkleidung; mit leicht gekraustem und gepudertem Toupet, mit Haarbeutel, Schuhen und Strümpfen. Mirabeau war bekanntlich sehr häßlich und pockennarbig; hatte dunkle lebhafte Augen, die dennoch mit starken Augenbrauen sehr weich blickten; seine Gestalt war kräftig, seine Bewegungen gentil, leicht und ungezwungen. In Berlin ging er in die deutsche Komödie und in die Coulissen; trug seine Briefe alle Tage auf die Post; besuchte die Gesellschaften, den König; ging viel spazieren, sah Alles durch seine Lorgnette, — genug, er war ein Graf Mirabeau, ein ganz gewöhnlicher Graf, und noch dazu einer, der für Rahel, die damals noch Kind war, der blonden Haare und der schlanken Gestalt entbehrte, die sie gerade besonders liebte.

Dieser einfache, häßliche, nicht im Geringsten einnehmende Mann ward aber bald das Grab des französischen Königthums, die Personification eines riesigen Gedankens, der Mann der neuen Idee, dessen Reden ganz Europa entflammten. Mirabeau, ein

Nichts im Jahre 1781, ein Kopf ohne Kraft, ein Ouragan, wie ihn seine über ihn erzürnte Familie nannte — er war zehn Jahre später der Herr von ganz Frankreich, der König des Königs, der Bewunderte von ganz Europa. Und auch Rahel theilte dies Gefühl für den bedeutenden Mann, den sie einige Jahre früher so bescheiden die Briefe auf die berliner Post tragen sah, und niemals hat sich diese Bewunderung für ihn verloren; denn seine ausgesprochenen Ideen haben sie vielfach ihr ganzes Leben begleitet. „An mir", schrieb sie noch 1811 an Marwitz, „hat er in der Nachwelt die Freundin, den Freund, der ihm vielleicht bei der Mitwelt fehlte; so lange ich lebe, schließe ich Mirabeau ernst in mein Herz."

Am 1. April 1791 lagerte ein trauerndes Volk stumm und feierlich vor dem Hause der Chaussée d'Antin, in dem Mirabeau im Sterben lag. Ueber keines Königs Befinden wurden je so viele Bulletins ausgegeben, als über das des sterbenden Präsidenten der französischen Nationalversammlung. Man griff mit tausend Händen danach; man las sie laut dem weinenden Volke vor, bis ein Jammerschrei von Aller Lippen erscholl, als man hörte: Mirabeau ist todt! Die Nationalversammlung faßte sogleich einstimmig den Beschluß, daß die neue St.-Genovefakirche die Bestim-

mung habe, die Asche großer Männer aufzunehmen; daß am Frontispice die Worte stehen sollen:

Aux grands hommes
La Patrie réconnaissante

und daß Honoré Riquetti Mirabeau würdig erachtet sei, dieser Ehre theilhaftig zu werden.

Mirabeau ist die neue Idee, welche damals alle Geister in Erstaunen setzte; Mirabeau ist der Sturz der monarchischen Form in Frankreich gewesen. In Bewunderung für diesen leidenschaftlichen, Alles mit sich fortreißenden Geist, wandte sich die ganze Welt mit einem Schrei des Entsetzens ab, als auf sein Grab das Herzblut eines gemordeten Königs floß und vom Henkerblock herab das Haupt Ludwig's des Sechszehnten rollte.

Rahel theilte alle diese Empfindungen mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres noch überdies von der Jugend durchfeuerten Geistes; sie wandte sich ab von dem Henkerschauspiel in Paris und drückte die Augen wehmuthsvoll zu, wenn sie an die Profanation einer großen Idee dachte, die sie begeisterte und der sie Priesterin im edelsten Sinne blieb. Inniger wandte sie sich nun dem literarischen Leben ihres Vaterlandes zu, welches, noch unberührt vom Geist der neuen Idee, damals den Stolz des deutschen Vaterlandes und

seltsamer Weise die letzte Glorie für das heilige tausendjährige Reich Karl's des Großen, einen prachtvollen Diamant seiner morschen Kaiserkrone und den Schwanengesang der deutschen Muse bildete.

Von nun wurde sie das ausgezeichnete Weib, welches wie nie vor ihr ein anderes alle Schöngeister, alle großen Männe ihrer Zeit um sich versammelte. Sie hielt Reichstag mit ihnen und wurde gewissermaßen die Sonne, um welche hundert Sonnen und hundert Sterne fortwährend kreisten, bald ihren Glanz mit dem ihrigen tauschend, bald von ihm sich befruchtend, bald auch ihm Nahrung zuspendend. Rahel, die in ihrem schon 1787 beginnenden Briefwechsel mit ihrem Bruder Robert, mit Gustav von Brinckmann und David Veit den Geist entfaltete, der sie „zum Salz und zum Quirl" alles geistigen deutschen Lebens bis zu ihrem Tode machte, war unstreitig eine der begabtesten Frauen, welche jemals einem literarischen Salon Glanz verliehen haben. Sie war für uns Deutsche die Erste, welche überhaupt einen Salon geschaffen, wie Frankreich dergleichen schon in Ninon de l'Enclos, Frau von Sévigné, Mademoiselle de l'Espinasse und Andern besessen hatte.

Die Frauen des 17. Jahrhunderts in Frankreich, welche sich auch zugleich zu Königinnen des

Salonlebens machten, in dem die Schöngeisterei ihre Pflege fand, haben niemals in Deutschland existirt; es gab keinen Salon, kein Salonleben, und, gestehen wir es uns, keine empfänglichen literarischen Geister dafür. Erst der Epoche, welche von den Siegen des großen Friedrich und dem Erdbeben der französischen Revolution erschüttert wurde, war es vorbehalten, in Deutschland dergleichen Geister hervorzubringen. Das Schicksal fügte es, daß die Poesie der deutschen Muse mehr und herrlicher denn jemals ihre Leier schlug und das klassische Zeitalter unserer Literatur erweckte, spät wol, aber dann vollständig. Fragen wir uns aber, obwol auch das erste Viertel dieses Jahrhunderts den Schöngeistern, welche in ihm ihre Werke schufen, so fruchtbar gewesen wäre, wenn nicht Rahel's Salon bestanden hätte? Fast möchten wir es bezweifeln, denn der Einfluß desselben ist für unsere Nationalliteratur unberechenbar gewesen.

.Rahel wurde der Centralpunkt alles schöngeistigen Lebens, welches, fast solange sie lebte, seine Metropole in Berlin besaß und jene Stadt zur norddeutschen Cité der Intelligenz erhob. Um sich her versammelte sie Alles, was dachte, dichtete und fühlte; mit allen hervorragenden Geistern ihrer Zeit war sie in Berührung, correspondirte mit ihnen und bildete bis

nach Paris hin ein Netz geistiger Harmonien, welches mit ihrem Tode gänzlich zerriß. „Ueberall Natur“, schildert sie Varnhagen, „und Geist in frischem Wechselhauche, überall organisches Gebild, zuckende Faser, mitlebender Zusammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unschuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die rascheste, gewandteste, zutreffendste Gegenwart. Dies Alles war durchwärmt von der reinsten Güte, der schönsten, stets regen und thätigen Menschenliebe, der lebhaftesten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beisammen: Geist und Witz, Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskunst und Laune, verbunden zu einer Folge von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Werken, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind, und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Gehaltes augenblicklich wirken; neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde den lieblichsten Ausdruck gab, ohne den starken der gewaltigsten Leidenschaft und des heftigen Aufwallens zu verhindern.“

Die Dame eines Salons zu sein, ist, wie die Gegenwart es uns in hundert Beispielen beweist, wenig schwer; es gehört heute dazu vor Allem Geld, und die Gesellschaft ist gebildet. Aber eine Dame des Salons zu sein, welche Nichts bietet als ihren Geist und mit der Elasticität desselben eine Gemeinsamkeit zusammengehöriger, und einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten schafft, das ist ein so großes und deshalb seltenes Genie, wie das, welches die Vorsehung den aus dem Kreise des einfachen Talentes weit hervorragenden Dichtern verleiht. Nichts als der Geist war das Privilegium und der Magnet, den Rahel besaß, und vermöge dessen sie sich ebenso gut auf die Höhe der Größen erheben, als auf das Niveau simpler Talente herabneigen konnte. Nichts stand ihr zur Seite, weder Reichthum, noch Schönheit, noch Ruhm. Niemals ist ein glänzenderes Beispiel aufgestellt worden, welche Hoheit der wahre angeborene Geist in dem Leben hienieden besitzt, welches Reich er beherrschen kann und welche kostbaren Früchte unter seinem Scepter schwellen können. Rahel, als Mädchen mehr wohlhabend denn reich, und überdies vielfach von der Uneinigkeit ihrer Familie mit Leiden bedacht, verlieh trotzdem ihrem Salon eine Weihe und einen Glanz, den kein anderer der reichsten Für-

stin und der schönsten Künstlerin damaliger Zeit bot. Täglich rollten die Equipagen vor und die Blüte des deutschen Geistesadels hatte Audienz bei Rahel Levin, die Nichts war, als ein geistreiches Weib; man fragte nicht danach, ob sie schön sei; — ein Weib von Geist würde für ihre Häßlichkeit Bewunderer finden, denn die Schönheit ohne Geist ist bedauernswerth. Aber Fräulein Levin, oder Robert, wie sie sich auch nach ihrem Familiennamen nannte, personificirte überdies in ihrer Erscheinung die Anmuth echter Weiblichkeit; ihre Gestalt war leicht und liebenswürdig, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern; ihre Hand wie ihr Fuß waren eine Zierde ihres Körpers durch die auffallende Kleinheit; das Antlitz umfloß ein reiches, dunkelblondes, der damaligen Mode gemäß in Locken gerolltes Haar. Unstreitig, Rahel mit fast allen Eigenthümlichkeiten, welche die Physiognomien des jüdischen Stammes consequent aufweisen, besaß keine körperlichen Reize so großer Art, wie sie sonst die Männer begehren, um von ihnen sich leicht und gern bezwingen zu lassen. Aber das geistige Uebergewicht, welches aus diesem Antlitz leuchtete, das war die Schönheit der Seele, welche mehr Zierde als die des Fleisches ist. Diese bildete den Zauber, dem Alles erlag, und der sich erhöhte, wenn ihre schnellen

und dennoch festen, dunklen Blicke die Blitze umhersandten, die sich von dem electrischen Funkenmeer in ihrer Seele abgespiegelt hatten und auf Augenblicke den leidenden Ausdruck überstrahlten, der ihren klaren Gesichtszügen sonst eine sanfte, liebevolle Anmuth verlieh. Frei und sicher in ihrem Auftreten, gütig in ihrem Benehmen, überraschte Jeden, selbst Diejenigen, welche häufig ihre Gegenwart genossen, die klangvolle, weiche und aus der innersten Seele heraufströmende Stimme, und, wie Varnhagen sich ausdrückt, das wunderbarste Sprechen. Man muß es gewiß stets als ein Unglück beklagen, wenn man das Gespräch solcher Personen, die durch ihren Geist der Unterhaltung berühmt sind, nicht selbst genossen hat. Das Wort, welches zündend von ihren Lippen flog, ist der Geist und die Schönheit, die man vornehmlich bei ihnen bewundert, und wenn man es nicht selbst vernommen, sondern davon nur erzählen hörte, dann ist es gefroren und gleich einer versteinerten Blume. Zuweilen hat gerade das gehörte Wort den Reiz, der entzückt, während dasselbe Wort wiedererzählt oder gedruckt reizlos, ja oft häßlich erscheint;

non pomi v'eram ma sterchi con tosco.

Die Kunst zu sprechen hat tausend Hülfsmittel, welche der Kunst zu schreiben nicht gegeben sind; die Feinheit

des Ausdrucks, der ihn begleitende Blick, die Tonmodulation der Sprache und die jeden Moment ausfüllende Grazie des Sprechenden, Alles geht verloren und beraubt den Literarhistoriker eines großen Reizes, einer ganz vollkommenen Vorstellung. Wenn trotzdem der Rahel'sche Briefwechsel jenen Geist enthält, der uns Bewunderung abnöthigt und uns wohl erklärlich macht, wie man, es ist freilich schon etwas lange her, aus voller Brust rufen durfte: Vive l'esprit! so fällt uns auch unwillkürlich die Begeisterung ein, welche einen Athener einst ausrufen ließ: Wenn ihr schon über Das erstaunt seid, was ich erzähle, wie würde es erst sein, wenn ihr es selber gehört hättet!

So müssen wir denn eben blind glauben, was die damalige Zeit über Rahel's Gespräche urtheilte; wir müssen, um eine annähernde, allseitige, concrete Schilderung zu erreichen, mit der Phantasie uns in jenen Salon versetzen und die Worte beleben, so gut wie die Einbildung, geleitet vom historischen Urtheil, es vermag. Und nun nehme man Rücksicht auf ihre leichten, anspruchslosen Aeußerungen der eigenthümlichen Geistesart, bald mit Laune, bald mit Witz, bald mit Naivität, bald mit Schärfe, bald mit Anmuth und Lieblichkeit verbunden, und diesem Allen zugleich, harmonisch mit Jean Jacques Rousseau's Lebens-

spruch: Vitam impendere vero, eine tiefe Wahrheit wie von Eisen aufgedrückt, eine Festigkeit des Urtheils mit einer wohlthätigen Wärme menschlicher Güte und Theilnahme. Es ist sehr nothwendig, sich möglichst lebendig das Bild jener Frau einzuprägen, die zu dem glänzendsten Conversationstalente noch so viele bedeutende Eigenschaften gesellte, welche, in ihrer zu bewundernden Vereinigung und Mischung, die glückliche Trägerin derselben Gaben zu noch etwas Höherm als zu einem blos gesellschaftlichen, die sie auch zu einem socialen und literarischen Phänomen machen und zu einem der leuchtendsten Punkte in der Culturgeschichte dieses Jahrhunderts.

Rahel bietet durch die Zeit, in der sie glänzte, unwillkürlich einen Vergleich mit Frau von Staël-Holstein dar. Wenn ich nicht irre, sagte von dieser als Salondame ebenso ausgezeichneten, wie als Dichterin berühmten Frau irgendein französischer Staatsmann, daß sie immer jung und nie Kind gewesen sei. Rahel, welche sich in einer Stelle ihres Briefwechsels selber mit der Verfasserin der „Corinne" in manchen Hinsichten vergleicht, blieb immer Kind und war immer jung; sie sagte von Frau von Staël, daß nichts Stilles in ihr sei. Wir halten für jetzt die Gelegenheit zurück, das Urtheil Rahel's über die Tochter Necker's

mitzutheilen; aber zur Vervollständigung unseres Gemäldes dient aufs Vortrefflichste ein flüchtiger Blick auf den Unterschied dieser beiden Frauen, von denen die Eine die deutschen, die Andere die französischen Geister zusammenrief, und welche Beide groß genug waren, zuweilen in das Gebiet der andern Nation hineinzutreten.

Das Necker'sche Haus war zu seiner Zeit der Sammelplatz der literarischen Notabilitäten, die letzte Réunion vor dem Sturz des Königthums; dort fanden sich Raynal, Marmontel, Thomas, Buffon, Guibert, Sédaine und Andere zusammen; ausgezeichnete Fremde, wie Hume, Gibbon und Franklin besuchten den Salon des Finanzministers von Frankreich, zugleich den letzten Salon des ancien régime. Im täglichen Umgange mit diesen ausgezeichneten Geistern bildete sich Mademoiselle Necker. — Rahel hatte eine solche treibhausartige Entwickelung nicht gehabt und wurde demnach auch nicht, wie die Tochter Necker's, versucht, mit vierzehn Jahren etwas Aehnliches zu liefern, wie diese mit einem Commentar zu Montesqieu's „Esprit des lois". Dies frühzeitige Exerziren der größten Geistesproductionen, deren philosophisches Aroma nur zu leicht Gift für eine heiße jugendliche Seele werden konnte, hat Frau von Staël denn oftmals aus der Sphäre

hinausgedrängt, in welcher allein wir mit unserm deutschen Geiste weibliche Berühmtheiten gern sehen. Sie wurde eine politische Frau, und dies ist ihr gern zu verzeihen, da sie Genie dazu hatte und in ihrem leidenschaftlich von ihr verehrten Vater einen Reformator des französischen Volks erblickte. Ueberdies war Frau von Staël Französin und ihr Charakter blieb stets, trotz aller ihrer politischen Intriguen, einer der edelsten; die Revolution schlug sie außerdem unmittelbar, und es war fast nicht anders möglich, als daß sie bei dem allgemeinen Zusammenbruch der Dinge, der endlich die Ideale ihrer Jugend, die Postulate der Montesqieu'schen und Rousseau'schen Staatslehre realisiren und das goldene Zeitalter der Freiheit und des Volksglücks herbeiführen sollte, eine tief in das politische Räderwerk eingreifende Hand sein mußte. Genug, wir erkennen das Glück an, welches die Tochter Necker's in ihrer politischen Carriere hatte, und noch mehr dasjenige, welches sie nebenbei nach den Musen zu blicken veranlaßte.

Zum Glücke für Rahel wurde ihr im älterlichen Hause und in so früher Jugend nicht diese Verführung geboten; sie begeisterte sich vorerst mit Goethe, der damals die ersten Lorbern vom Altar der von den eifrigsten Sängern gefeierten deutschen Muse

holte. Vielleicht hatte auch sie den Geist und das Geschick besessen, eine Frau von Staël zu werden, als Dichterin sowol wie als politische Größe, oder eine Fürstin Lieven, das heißt eine feine Diplomatin. Ihr eigener und unstreitig besserer Instinct ließ sie jedoch jenen Weg mit seinen tausend Irrlichtern vermeiden; sie blieb eine Dichterin im Herzen und später eine politische Notabilität, ohne nach den äußern Erfolgen und nach den Kränzen zu begehren, deren Blumen oft giftig sind, obgleich sie schön im Farbenschmuck glänzen. Sie hat zu ihrem Ruhm und zum Glück für Viele ihren Geist geopfert; sie hat das Leben vollständig genossen mit allem Reiz, den der gegenseitige Austausch des Geistes und Gemüths in beneidenswerther und keuscher Ruhe verleiht. Wir glauben nicht, wie schon erwähnt, daß Rahel der Tiefe und Gediegenheit entbehrte, oder der Gelegenheit baar war, eine emancipirte Größe zu werden, wie es geistvolle Frauen so gern sein mögen, wenn sie nicht geistreich genug sind. Aber sie wollte nicht; sie wollte das Musterbild einer geistreichen deutschen Frau sein; sie wurde es sogar, selbst ohne daß sie es wollte. Dafür weiß ihr Jedermann Dank, das deutsche Volk, die Nationalliteratur und die Kunst, — es ist Keiner da, der sie hassen, oder verachten, oder

nur angreifen könnte. Das ist ihr weihevoller, keuscher Ruhm!

Das gefahrlose Ueberwinden der Verführung zur Ueberbildung, der sie bereits mit sechzehn Jahren infolge ihrer leidenschaftlichen Beschäftigung mit den größten Schriftstellern und Dichtern ausgesetzt war, und wo es doch so leicht geschehen konnte, daß ihr Charakter etwas Verschrobenes und Haussirtes bekommen haben konnte, ist der Beweis dafür, daß ihr Geist von Natur eine Kraft und eine Tiefe gehabt hat, wie sie zu allen Zeiten, und wahrlich nicht bei Frauen allein, selten sind. Ihre Briefe als sechzehnjähriges Mädchen sind klar, vernünftig und geistvoll; aber Nichts ist in ihnen, was an Ueberbildung, Schwärmerei und Manirirtheit streift; es liegt der Abglanz einer empfänglichen, jugendlichen, das Wahre und Schöne allein liebenden Seele in ihnen, die Festigkeit des Charakters, die Anmuth ihres Gemüths, die Lebhaftigkeit ihrer Gedanken, welche sie mit so frischem Reiz während der ganzen Zeit ihres Lebens treulich bewahrte. Die Vorsehung hatte ihr, als eine über Alles seltene Tugend, eine durchaus harmonische Organisation gegeben, das schönste Gleichmaß hinsichtlich von Geistes- und Gemüthskräften; nur war jede dieser Kräfte nicht in einem so aufgeschraubten Grade vorhanden und wirksam, daß eine

kolossale und damit mehr imponirende als schöne Gesammtwirkung entstehen konnte; jede Kraft maaß sich gegen die andere in Harmonie ab und brachte als Resultat ein liebliches und schönes Glockenspiel der weiblichen Anmuth und Geistreichheit hervor. Die Tugend ist immer ein Genie, wieviel mehr die seltene Tugend!

Nicht ganz in solchem Uebermaß war sie mit ihrer physischen Natur bedacht worden; sie litt fortwährend an Krankheiten, an Reizbarkeit der Nerven, an einer ungemein feinen Empfindlichkeit für alle Verhältnisse der Luft und des Wetters, die ihr zur Gewohnheit machten, fast jedem ihrer Briefe eine Notiz über die Witterung und über sie aufregende Ereignisse anderer Art voranzusetzen, welche sehr wesentlich auf die jedesmalige Abfassung ihrer Schreiben eingewirkt haben. Auch dies ist ein, und zwar kein mit Gewalt herbeigezogenes, charakteristisches Zeichen ihrer außerordentlich frühen und ausgedehnten Entwickelung der Gemüths- und Geisteskräfte. Die physische Natur und die geistige sind in den seltensten Fällen äußerst harmonisch miteinander; das Blut der stolzen, übervollen Herzen und der reichen, üppigen Geister scheint nicht durch Adern fließen zu wollen, welche zu sehr vom Fleisch des Körpers eingedrängt sind; frei und schnell will es durch den Körper bis zum Herzen

hinauf rollen. Dann ist es überdies ein oft bemerktes Zeichen, daß die kranken physischen Naturen die gesundesten am Geiste sind; die Kränklichkeit reizt die Spitzen der Nerven; die Empfindung, zarter denn gewöhnlich, wirkt auch schneller, und da der Geist des Menschen sich umsomehr schärft und schleift, jemehr Anstrengungen er erleidet, so gewinnen dergleichen Naturen gemeinhin einen esprit aigu; man könnte meinen, sie sehen schneller, fühlen schärfer und bewegen ihren Geist, unbehinderter vom Körper, elektrischer auf die Gegenstände der Außenwelt hin. Es liegt, wie Hippokrates sagt, etwas Unbekanntes, geheimnißvolles, quid divinum, in den Krankheiten.

Man wird darin übereinkommen, daß geistvolle Frauen, wie sie sich gewöhnlich in der Literatur bemerkbar machen, nur sehr selten der Sphäre der Weiblichkeit verbleiben, die ihnen die Natur und unsere Gesetze angewiesen haben. Umsomehr darf man es nicht hoch genug rühmen, wie Rahel, trotz der vielfachen und verführerischen Gelegenheit, die sich ihr bot, und trotzdem, daß sie sich des Beifalls ihrer zahlreichen Freunde gewiß versichert sein konnte, niemals aus dem Kreise der Weiblichkeit heraustrat. Das war eine Größe ihres Charakters, sich unbewußt, und ohne das Geräusch des Weltenruhms, ohne Posaunenschall den keuschesten

Ruhm einer geistigen Größe zu erringen, deren Lob in aller Herzen lebte und nie, während sie lebte, profan von den Lippen ertönte. Ihre Verdienste, ihre Größe und, ja, wir leugnen es nicht, ihr Dasein wurde Tausenden erst bekannt, nachdem sie gestorben war. Uud trotz Alledem war sie so Viel; eine Nothwendigkeit der Zeit, wenn man will! „Alles gelangte an meine Ohren", schreibt sie, um ihre eigenen Worte hier beizufügen, an ihren Bruder im Jahre 1831, „Alle spreche ich: Alle reden zu mir. Alle Klassen! Wenn ich sterben muß, denke: sie hat alles gewußt: weil sie alles kannte, nie etwas war, nichts beabsichtigte, nur alles Nachdenken liebte, und in Zusammenhang brachte; sie verstand Fichte, liebte Grünes, Kinder; verstand Künste, der Menschen Behelf. Wollte Gott helfen in seinen Kreaturen. Immerdar; ununterbrochen; und dankte ihm für diese Beschaffenheit." — In der That, diese wenigen abgerissenen Worte zeichnen die Skizze ihres Charakters mit der ganzen Schärfe, welche sich aus der vollen Ueberzeugung vom Selbstwerthe erzeugt. Sie war Nichts und dennoch war sie Alles; sie war sowol eine große Dichterin wie eine große Philosophin, obgleich sie niemals Gedichte herausgegeben, noch philosophische Werke hatte verlegen lassen; sie war an sich selbst Gedicht, in sich

selbst ein philosophisches Buch und so groß in ihrer Art, daß sie heute neben Goethe als eine Autorität in geistigem Urtheil gilt. Sie war in ihrer Weise ein Ruhm ihrer Zeit, zugleich bedingt, wie wir weiterhin beleuchten wollen, von ihrer Zeit; diese macht die großen Geister, nicht diese die Zeit; des alten Fritz Generale, Napoleon's aus dem Nichts zu Marschällen und Fürsten erhobene Soldaten, wären vielleicht in einer andern Epoche große Dichter geworden; so schrieben sie aber ihre Verse mit dem Degen in der Faust und mit der Lunte aufs Piston.

Begabt mit den Talenten, welche Rahel von der Vorsehung empfangen hatte, würden sicherlich nur wenige Frauen Anstand genommen haben, sie durch eine Composition und als literarisches Product der Außenwelt zur Bewunderung zu übergeben. Das wäre auch keineswegs eine Verminderung oder eine Profanation derselben gewesen; — diese Meinung sei fern. Aber nur zu leicht erliegen die begabten Geister des schönen Geschlechts der Versuchung, sich aus der weiblichen Sphäre hinauszuwagen, um die Größe ihrer Fähigkeiten durch das Außerordentliche in blendenden Glanz zu setzen und ein Terrain zu betreten, welches ausschließlich dem stählernen Gedankenpflug des Mannes überwiesen ist und auf welchem sich die

Roben und Jupons theils ungewohnt, theils ohne den lieblichen Anstand der züchtigen Weiblichkeit bewegen. Wohl bietet, schon durch die Außerordentlichkeit, ein solches Phänomen Reiz und hohes Interesse dar; aber wir Deutsche — möglich daß dies ein Mangel unserer schlechten Erziehung ist — erlassen gern und galant den Frauen diese Proben des Muthes, der Tapferkeit und der schnurrbärtigen Bravour; wir lieben sie mehr züchtig und freundlich bei den Kochtöpfen zu sehen und verehren sie mit den Rudera altdeutscher Minneritterlichkeit als Zierden der Häuslichkeit, des feinern Tons, des Salons und der mit allen Schönheiten des Geistes gepaarten Weiblichkeit. Da für Talente überhaupt sich kein bequemeres und lohnenderes Mittel bietet als die Literatur, so segnete unser an Talenten aller Art so reiches Jahrhundert unsere moderne Literatur mit einer liebenswürdigen Schaar von jungen und alten Schriftstellerinnen, deren Ruhm die Galanterie gemacht, bei vielen allerdings auch eine Außerordentlichkeit der Begabung, die beide Geschlechter ihnen nicht beneiden. Das Weib, und gar das deutsche Weib, am Ende mit das gebildetste aller Nationen, für unfähig zur Führung der Feder zu erklären, das würde weniger Egoismus, denn Beschränktheit sein; im Gegentheil, sie hat ein Recht dazu, wie die Män-

ner, wenn sie Talent besitzt, ihre Aeltern oder ihr Mann es ihr gestatten und sie die Folgen ihres öffentlichen Schrittes ertragen kann. Doch sei die Feder ein Instrument der Grazie und Weiblichkeit bei den Frauen; sie zu einem Schwerte oder zu einem Blitz zu machen, das ist, selbst wenn ihnen die Kraft dazu gegeben ist, Sache des Mannes und beraubt sie des Schmuckes, der ihrem Geschlechte wie der der Schamhaftigkeit incarnirt ist. Amazonen, so schön sie seien, werden in Deutschland kein liebenswürdiges Geschlecht repräsentiren, wenn letzteres auch „fata canit, foliisque notas et nomina mandat" — Geschicke verkündet und mit Namen und Zeichen die Blättchen versorgt.

Am Ende ist dieses Heraustreten aus dem streng vorgezeichneten und auch weit genug von der Natur gespannten weiblichen Kreise immer eine Abnormität. Die sogenannte Emancipation der Frauen, welche ihnen das vermeintliche Recht gibt, die ernsten Geschäfte der Politik und der Philosophie zu betreiben, macht sie zu einem aus seiner Bahn gewichenen Stern, dem es leicht bevorsteht, auf den Kehricht der Welt herabzufallen. Wir Männer, so sehr wir mit der natürlichen Ritterlichkeit und mit der durch manches Großartige erzeugten Ueberzeugung auch den Ruhm einzelner emancipirter Schriftstellerinnen gepriesen, haben uns

doch nicht der Rache enthalten können, und deshalb die modernen weiblichen Titanen — ich bitte um Verzeihung für den ungalanten Ausdruck! — mit dem Namen „Blaustrumpf" belegt. Diese Rache war gewiß sehr klein, sogar sehr kleinlich, ich räume es ein; aber was blieb dem starken Geschlecht gegen das der Kleinlichkeit anders übrig? Sollte man durch ein Verbot den Genuß am Verbotenen erhöhen? Das wäre sehr unklug gewesen. Mahomed, welcher seinen Verehrern den Genuß des Weines verbot, that dies aus Weisheit, damit er den Moslems, die welchen trinken können, köstlicher schmecke. Cato sehnte sich nach seiner Frau, als er sie nicht mehr hatte, und wie Martialis seiner Geliebten zusang: „Galla, nega, satiatur amor", so ist es unbedingt, daß verbotene Bücher am liebsten und eifrigsten gelesen werden. Wir Männer, dürfte ich glauben den Gedanken einer großen Majorität dieses gestiefelten Geschlechts verlauten zu lassen, hassen vielleicht die berühmten Blaustrümpfe, weil wir Furcht haben, es könnte sich einmal ereignen, daß diese andere Hälfte der Menschheit, dieses schöne Geschlecht, welches sich im Allgemeinen bisjetzt noch mit der Herrschaft in Küche und Kinderstuben begnügte, plötzlich die Zügel der Welt ergriffe. Nicht wahr, welches kleinliche Geschlecht sind diese Männer? Am Ende

fahren sie gar noch Kanonen auf gegen die Frauen, ohne welche sie doch nicht leben können, um sie mit Gewalt von der Idee zu heilen, anstatt unserer die Welt zu regieren. Oder wird Gott sich einst wirklich an dem Anblicke laben, die Männer zu Sklaven der Weiber erniedrigt und das Universum bei Spinnrocken und beim Strümpfestricken zu sehen? — —

Kehren wir jedoch dieser beängstigenden Idee den Rücken und constatiren wir, daß Rahel keine Aehnlichkeit mit einem dieser Charaktere bot. Sie war Schriftstellerin für sich und, stets ohne Verleugnung der strengsten Weiblichkeit, bewegt und belebt von allen großen Fragen des Geistes und der Speculation. Sie verwerthete durch das Wort, durch die Briefe an die größten Geister und Dichter ihrer Zeit, das Talent und den Geist, den ihr die Natur geschenkt, ohne jemals Misbrauch damit zu treiben, noch durch eine Anwendung auf unweiblichem Terrain die Keuschheit desselben zu verletzen. Vielleicht wäre Rahel nicht was sie wirklich ist, wenn sie als Dichterin, oder als Philosophin, oder als Diplomatin der Menschheit oder dem Egoismus gefröhnt hätte; sie ist nichts von Alledem, sondern eine Fackel, die viel Schönes entzündete und ihr Licht von tausend kostbaren Funken fortwährend gespeist sah, eine Königin, welche alle

Männer von Geist in ihren Bann that; sie ist ein Epos ihrer Zeit.

Ein Epos ihrer Zeit, sage ich, die bedingte Natur für ihre Epoche, welche nur ein Urtheil zuläßt. Von allen Geistern, welche aus dem 18. Jahrhundert dem 19. vererbt wurden, repräsentirt Rahel, ausgenommen Goethe, am vollständigsten die Bewegungen ihrer Zeit, der Literatur und theilweise der Kunst, mit allen Charakteren und Widersprüchen. Sie repräsentirt diese nicht, indem sie sich veränderte und sich unter den mannichfachen Einflüssen beugte, wie es etwa Châteaubriand that, sondern indem sie in sich fast Alles resümirte, bildete sie den Reflex aller verschiedenen Bewegungen wie das weiße Scheibenbrett einer Camera obscura. Ihre vornehmste Beschäftigung war die schöne Literatur, welche damals ihre klassische Epoche hatte; dazu hatte sie die Laune, den Witz, das Gefühl und die Biegsamkeit des Charakters; weniger reizte sie die Politik; sie wußte wohl mit ihrem Geist sie zu leiten, aber sie verachtete die Intrigue. Würde die Politik mit einem Charakter der Ritterlichkeit und Geradheit zu verbinden sein, dann würde sie vielleicht mit voller Freude ihren Geist derselben zu Gebote gestellt haben; so aber ist die Politik geworden, was Machiavelli von ihr dachte und wie er sie den Kö-

nigen, den Geadeltsten der Menschen, den Mustern von Ehre und Wahrheit und Recht mit Erfolg empfohlen: — die Kunst zu betrügen! — Die Philosophie, welche kurz vorher mit Kant den Thron bestiegen hatte, fand in ihr eine denkende und eifrige Schülerin und nicht allein in Bezug auf Deutschland, auf Fichte, den sie verehrte, auf Schelling und Hegel und Gans, sondern auch hinsichtlich Frankreichs, welches in Saint-Martin den genialsten und von ihr eifrig studirten Vertreter des Mysticismus hervorbrachte, dem Franz von Baader vielfach auf deutschem Gebiete entsprach.

Das Ende des 18. Jahrhunderts war in Deutschland von einem im öffentlichen und geistigen Leben so verschiedenen Charakter, wie selten eine Zeit darbietet. Es war theils reich an großen Ideen, theils arm an Zeichen, die die Größe einer Nation verrathen. Lahm, hinkend und erschöpft im politischen Leben, war es die rührigste Epoche für den deutschen Geist. Die Wissenschaft, die Literatur, die Poesie und Apollo's Muse wetteiferten im herrlichsten und glänzendsten Spiele auf einem morschen Staatenleben und inmitten eines apathischen Volkes; die wunderholdesten deutschen Leiern schlugen, als es mit Deutschland zu Ende ging, und ihre Gesänge und Rythmen klangen nur auf einem Kirchhofe. Welches sonderbare Phänomen, daß

der Geist eines Volks seine Sterbestunde nahen fühlt. Welches mahnende Zeichen, daß die Seele einer Nation die Nation überlebt! Die Decaden nach Friedrich's Siegen, welche vielleicht funfzig Jahre später ins preußische und ins deutsche Volk drangen, boten eine Gesellschaft dar, die sich eigentlich nicht recht zu Hause befand; bald unheimlich süßsaure Grimassen schnitt, bald die aufblühende Dichterglorie Deutschlands discutirte, bald für Gott, bald gegen ihn mit allen möglichen philosophischen Glossen stritt, bald, und das war aus den französischen Salons der Encyclopädisten nach diesem guten Deutschland gekommen, sich ungenirt die Perrücke mit dem steifen Zopf abnahm, um sie auf das Polster eines Brokatsessels zu hängen und schmunzelnd die blanke Glatze zu präsentiren. Es war mit einem Wort eine recht sonderbare Zeit, in der sich Alles in der Schwebe befand und mit verbissenem Verdruß, oft wider Willen, eine Sturm- und Drangperiode durchmachte. Was Mirabeau in seiner Schrift: „De la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" von dem Eindruck erzählt, den der Tod des Heldenkönigs in Berlin, damals fast der Prototyp alles nordischen Lebens, verursachte, ist sehr charakteristisch für die damalige Zeit. „Ich zittre noch", schreibt er im Jahre 1788, „und mein Gemüth empört sich über den An-

blick, den Berlin meinen erstaunten Blicken darbot, als es die Nachricht vom Tode des Helden vernahm, der das Universum vor Erstaunen hatte schweigen, oder vor Bewunderung sprechen lassen. Alles war dumpf; Keiner war traurig; Alles war beschäftigt; Keiner war betrübt — kein Bedauern, kein Seufzer, kein Lob! Das also war das Ende von so vielen gewonnenen Schlachten, von so großem Ruhm, von einer fast halbhundertjährigen Herrschaft voller Glanz und Größe! Man war ihrer satt, satt fast bis zum Haß.... Was erwartete man? Den Nachlaß des Schatzes!... Der einzige General der weinte, war Möllendorf...... Weshalb diese menschenscheue Undankbarkeit?...." Es ist nicht nöthig, hierbei zu untersuchen, in wieweit Friedrich damals populär und geliebt war, sicherlich nicht so, wie ihn heute das preußische Volk verehrt, — etwas später, als dies die ganze Welt gethan. Aber es ist charakteristisch für die Zeit und die Gesellschaft, welche in Apathie und in eine dumpfe Stumpfsinnigkeit versunken, die Lebenssignale seiner frischschaffenden und großen Geister wohl hörte, sie aber nicht begriff. Die Decade Friedrich Wilhelm's II. zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, daß man Nichts von ihr zu sagen, noch aus ihr zu machen weiß. Die preußische Nation

vornehmlich befand sich in der Lage eines Gastwirths, der, wohlgenährt und klopfend auf sein Erspartes, sich nicht mehr die Mühe gibt, durch gute Bedienung zu glänzen; man glaubte genug gethan zu haben, um auszuschlafen zu können; requies ea certa laborum. Man sollte schrecklich geweckt werden!

Rahel ergriff das Beste von Allem. Sie hielt sich streng an das Klare, ohne doch das dumpfe Hinbrüten zu übersehen; sie verlor Nichts mit ihrem fliegenden und scharfen Blick aus den Augen; reizte im Geheimen die Menschen und auch die Götter der Zeit, und nährte ihren Geist durch Das, was damals als ein Genuß und als ein Privilegium gestattet war: die Literatur.

Die großen Geister, die Götter, Halbgötter und Götzen jener Epoche fanden sich natürlich durch den Charakter der Gesellschaft wenig erbaut; sie fühlten sich unbehaglich und mit all ihren schönen Weisheiten, Romanen, Dichtungen und Kritiken ohne festen Boden. Sie bedurften schlechterdings eines Centralpunktes, eines Genies, welches ihnen sozusagen Heimat verschaffte; eines Kopfes, der sie alle zurechtsetzte; einer Quelle der Erhebung, eines Asyls des Genusses. Rahel war dieser nothwendige Geist. Begabt mit einer reichen und fruchtbaren Natur, die allen Keimen

Leben verlieh, sie im eigenen Schooße befruchtete und sie fast ins Zufällige hin durch eine willkürliche Kraft umwandelte; eine große Seele, in der sich Alles verschmolz, in der Alles sprudelte und in Gährung kam; eine, wenn ich sagen darf, vollständig encyklopädische Capacität voller Leben und Belebung, voller Feuer und Gemüth, die Alles zergliederte, Alles zusammenschmolz, dann plötzlich in den Schoos des Seins, des Raums, der Natur zurücktrat, und ein Wort voll Geist, einen Witz voll Feinheit im Salon, oder im Briefe schenkte — das war dieser Esprit d'intelligence voller Kühnheit und Anmuth, im Wechsel zwischen der Phantasie, zwischen der Hoheit und der muntern Laune, gut bis zum Grunde des Herzens, ein wenig mystisch in seiner Gläubigkeit, welche trotz des jüdischen Modus volle Christlichkeit athmete und die, um Harmonie zu haben, auch einen göttlichen Strahl, ein fiat lux, eine regelnde Idee, einen Gott besaß.

Das war das nothwendige, bisher mangelnde Genie, welches die verschiedenen zusammengruppirten oder einsamen Geister zusammenspinnen sollte. Sie wurde der Präsident des geistigen Ateliers, die Leiterin vieler mit ihr lebenden Denker. Sie besaß die Macht, diese zu fesseln und durch ihre Fesseln frei zu machen, sie anzuspornen, sie zu beleben, zu befruchten und zu

nähren. Zwischen Goethe und Gentz, zwischen Fichte und Schelling, zwischen Gelehrten und Schöngeistern, zwischen Diplomaten, Fürsten und Schriftstellern, zwischen Dichtern und Künstlern, Bildhauern, Schauspielern und Malern, zwischen Priestern und Freigeistern wurde Rahel eine vermittelnde Größe; sie war Allen der bewegliche Mittelpunkt, die Spitze des Strudels.

Wie kam es aber, fragt man billig, daß Rahel, die nur durch die Eigenschaften ihres Geistes glänzte, auch einen Kreis so hoher Personen um sich fesseln konnte, gefürsteter, mit Orden geschmückter und dem Throne naher Männer? Das ist ein wunderbares Phänomen, fürwahr! Die hohen Herren scheeren sich gemeinhin wenig um den Geist, besonders in Deutschland, wo die Fürsten sich fast etwas von ihrer Majestät zu vergeben meinen, wenn sie die Menschen nur ihres Geistes wegen schätzen sollen. Der Geist ist für sie der Demokratismus; die Literatur ein Wespennest, der sie um so lieber fern bleiben, als sie zugleich unverschämte Charaktere enthält, die sich nicht scheuen, ungeschminkt die Wahrheit zu sprechen. Dies ist immer unangenehm, besonders wenn man die Wahrheit für eine plebejische Tugend hält. Wie erklärt es sich also, daß der Adel der Geburt sowol wie der geborene Adel sich um die einfache, bürgerliche und überdies jüdische

Rahel so gern und stolz bewegte? Daß sie Allen nahe stand, daß Prinz Louis Ferdinand, der Prinz de Ligne, Prinzessin Amalie von Baden, die Fürstin von Pückler=Muskau und ihr Gemahl, die Fürstin von Carolath, eine Menge Barone, Generale und Gesandte eine Ehre darin setzten, mit Rahel zu correspondiren oder ihren Salon zu schmücken, und diese Ehre niemals zu leugnen willens waren? — Auch dies ist eine Curiosität jener Zeit, die noch einmal zu sich zeigen, weder früher noch später im Bereich der Wahrscheinlichkeit lag.

Zuerst muß man bemerken, daß der Geist die Welt viel mehr regiert, denn alle physische Hoheit der Gewalt; die Majestät des Geistes, meist bescheiden und ohne Glanz, nimmt zuweilen vor Allen den Thron ein und herrscht unumschränkt. Das Ende des vorigen Jahrhunderts und der Anfang des jetzigen war ein viel größer Poet, als die großen Poeten waren, die in ihm lebten. Der Geist stieg damals, und sicherlich zum ersten male, vollkräftig in die höchsten Sphären der Gesellschaft, mit Ausnahme der Majestäten auf ihrem einsamen Felsensitz; die aristokratischen Kreise stiegen keineswegs aber dahin herab. Wider ihren Willen wurden sie demokratisirt; das war das Experiment, welches jener Zeit angehört; man ehrte mit dem Geist

auch die Literatur, man pflegte sie und zwar nicht, wie gemeinhin, im Volke, sondern diesmal in den vornehmen Kreisen; das war eine Mode, ein neuer Reiz für den Adel, der sich langweilte, eine von ihm plötzlich geadelte Beschäftigung, ein Privilegium. Es ist grundfalsch, wenn man vermeint, unsere klassische Literatur, welche damals florirte, sei populär gewesen; durchaus nicht. Sie war vornehmlich ein Genuß des Adels und als dieser genug genossen hatte, gab er sie erst dem Volke zur Erbauung. Das Volk, vom Jahre 1740 an und früher schon, bis 1812, war sehr apathisch, sehr empfindungslos, sehr unempfänglich; kaum daß es sich an Rabener und Gellert, diesen populärsten Schriftstellern, ergötzte. Der Adel war es, welcher die große Zeit machte, die unsere Literatur von da ab datirt; diese classische Literatur, indem sie zuerst die Griechen — faute de mieux — nachahmte, wurde aristokratisch und blieb es, bis der Adel zu seinem Verdruß erkannte, daß er durch die Pflege des Geistes einige demokratische Ideen groß gezogen hatte. Sie hätten ihm nie geschadet; aber er fürchtete sich doch später vor ihnen, wie vor einem Gespenst, gerade als Rahel's Salon durch ihren Tod geschlossen wurde. So hat sich denn der Adel neben seinen Thaten des Muthes und der Ritterlichkeit auch durch die För-

derung der Literatur wohl um das Vaterland verdient gemacht.

Dieser Zeitgeist, wie man damals anfing zu sagen und später mit geheimer Angst in eben denselben Kreisen zu wiederholen, dieser Zeitgeist erklärt allein die Intimität der Adelsblüte mit der zwar bürgerlichen, aber durch ihren tiefen und elastischen Geist geadelten Rahel. Dort versammelte sich die Crême der an Geist und Talent hervorragenden Männer, und der Adel der Geburt, der mit Freuden der geborenen Noblesse den Ritterschlag gegeben, vereinigte sich mit ihnen und fröhnte der Literatur wie sonst des kriegerischen Waidwerks. Selbstverständlich mußte es ein so ausgezeichneter Geist, wie der Rahel's sein, um diese Elemente in bewunderungswerther Harmonie zu halten.

Dem Adel und Rahel haben wir zu danken, daß sich ein neuer Cultus für die Poesie sowol wie für die Frau in Deutschland geltend machte. Poesie und die Frauen, das waren immer Gegenstände der höchsten Verehrung in Deutschland; und mischte sich wol in diejenige, welche die Ritter der Decaden nach Friedrich's Herrschaft an den Tag legten, eine moderne Anschauung und der damals adoptirte französische Ton, so war sie trotz Alledem ein deutscher Cultus für deutschen Stolz. Immer, und darauf

müssen wir hindeuten, hat man die Frau in Deutschland über die Könige, über Reich und Kaiser in Ansehung des Werthes gesetzt. Velleda, sagt Tacitus, wurde lebendig vergöttert. Ein alter Minnesänger setzt die Frau auf einen Thron mit zwölf Sternen als Krone, und das Haupt des Mannes als Stufe. Die Frau und die Poesie ist Ein Begriff für uns; beide sind ein Geschäft des Herzens. Die alten Germanen verehrten die Jungfräulichkeit; die Minnesänger, diese geadelten Poeten und dieser Cultus des deutschen Adels, mit ihren kindlichen Thränen, ihrem klagenden Schmerz, verehrten die Schönheit des Weibes; die Aristokratie der von französischer Grazie gebildeten Gesellschaft verehrte in Rahel zum ersten male die Frau von Geist. Jungfräulichkeit, Schönheit und Geist — das wurden die Tugenden des Weibes, welches die deutsche Ritterlichkeit auferzogen hatte. Der Frau zu Ehren hat stets die Poesie ihre Lyra geschlagen; im modernen Zeitalter dem Geiste zu Ehren, im Mittelalter der Schönheit. Wolfram von Eschenbach, als er durch die Gaue Deutschlands pilgerte, sah in den drei Blutstropfen, welche ein verwundeter Vogel in den Schnee herabfallen ließ, des Fleisches Klarheit und Röthe seiner Geliebten. Er stand still und träumte vor sich hin und betrachtete in dem blutgesprenkelten

Schnee das Ideal seiner Seele. Haben Schiller, Goethe, Jean Paul und Herder nicht dasselbe für den Geist der Frau gethan? — Die Zeit war gern bereit einem lebendigen Weibe diesen Cultus zu widmen, und die Zeit fand Rahel dazu.

Alle diese Gesichtspunkte sind sehr wesentlich, um ein vollständiges Gemälde unserer Heldin zu machen. Rahel wurde der Typus eines geistreichen Weibes, welches jener geistreichen Zeit durchaus nothwendig war. Im Mittelalter pilgerte man für die Schönheit der Frauen nach dem Heiligen Grabe zu Jerusalem; im 19. Jahrhundert würde man aus der Verehrung für den Geist der Frauen Revolution gemacht haben. Das ist keineswegs so paradox, als es scheint. Wir Deutsche brauchen immer einen Stoß von Außen her, um Etwas zu leisten und schlafen dann wieder aus, bis uns ein neuer Ruck erweckt. Nach den Kreuzzügen schliefen wir bis zu Luther; nach dem Westfälischen Frieden bis zum alten Fritz; nach Leuthen bis Leipzig. Wir haben immer den Willen etwas zu thun und uns frei von der Schlafsucht zu machen; aber es ist merkwürdig, wir warten immer, bis es Andere auch und vor uns gethan haben!

So auch zu Rahel's Zeit. Man war empfänglich für französischen Ton und fing an die geistreichen

Frauen, den Salon und die Philosophie zu lieben. Man trachtete danach, die sociale Gesellschaft zu etabliren, die man noch nicht besaß; man liebte die Literatur, man fing an sich mit Politik zu beschäftigen: — der Rahel'sche Salon war aufs Beste dazu geeignet, und deshalb frequentirte ihn der Adel und der Geist, die sich damals Beide mit diesen Fragen beschäftigten, während das Volk ausschlief. Werfen wir nur einen Blick von Kant bis Hegel und wir werden im Kleinen die große Wahrheit bestätigt finden. Kant setzte auf sein Banner die Worte: „Kritik und Freiheit!" Deutschland hörte damit, daß es endlich frei und stark sein soll und um dies besser abzuwarten, legte es sich möglichst bequem in die Fesseln eines bedenklichen Formalismus. Aber die Kunst und das Gefühl riß es immer wieder heraus; die Kunst war Goethe, das Gefühl Jacobi. Nun kam Fichte, der unbeugsame Stoiker, der glühende Patriot; er ergriff das letzte Mittel, um den Menschen freizumachen; er unterdrückte die Welt und erhob das Ich; so würde er Deutschland befreit haben, indem er Frankreich unterdrückte. — Was geschah nun? Die Philosophie von Fichte, die Freiheitsgesänge und die großen Völkerschlachten fanden ihr Ende in einem unruhigen Schlummer. Deutschland lullte sich mit dem nebelvollen Pantheismus

Schelling's ein und wenn auch wol der Norden wieder mit Hegel erwachte, so war es doch nur, um das heilige Asyl der menschlichen Freiheit zu umgehen und die Geschichte zu versteinern. Genug, die sociale Welt, welche man zur Zeit Rahel's und mit jenem dafür hoch empfänglichen Weibe so eifrig entdecken wollte, wurde ein Gott in ihren Händen, aber ein unbeweglicher starrer Gott, der wol geeignet war zu trösten, aber auch die nationale Lethargie zu verlängern. Halten wir nun aber fest, daß der Rahel'sche Salon das Schachbret dieser Fragen war und ein nothwendiges wie beliebtes Asyl aller Denker. Man that damals seine Schuldigkeit, indem man sich der Beschäftigung mit ernsten und hohen Dingen unterzog, und das ist aller Anerkennung und alles Dankes der Nachwelt werth. Wie es auch sei, jene Zeit war groß, wenn sie auch im Sande und in Dünen verlief; sie hat immerhin unendlichen Nutzen geschafft und das Volk zehrt heute noch von Dem, was damals die Aristokratie gepflegt hat. Schon daß sich durch Rahel ein Gesellschaftsleben und ein sociales Zusammenstreben der besten Geister constituirte, ist von der höchsten Wichtigkeit; denn die Gesellschaft, als Begriff der Civilisation, ist Mutter und Pflegerin aller menschlichen Ausbildung, die mit den Wehen der Misère und Paupertät des Pro-

letariats beginnt, aber dereinst ihre Bestimmung durch eine allgemeinere Glückseligkeit der Menschheit erfüllen wird. Die Gesellschaft hat zum Könige den Geist, und damit wird die Würde der Menschheit gehoben; sie ist die Metamorphose vom Christenthum, welches den Glauben auf den Thron erhob, wie früher das Christenthum die Metamorphose des Götzendienstes war. Deutschland hat also immer vor funfzig Jahren einen Schritt vorwärts gethan, indem es eine Socialität erschuf. Die Gesellschaft, und damit müssen wir uns trösten, hört nicht auf sich vorwärts zu bewegen, wie sehr es auch öfter den Anschein habe, daß sie zurückgehe. Die Civilisation, und das ist der Unterschied gegen das Christenthum, ihre Mutter, beschreibt keineswegs einen vollkommenen Kreis und bewegt sich durchaus nicht in gerader Linie. Ein alter Professor meiner Studienzeit beschrieb den Fortschritt der Menschheit, indem er mit Kreide einen Zickzack an die Tafel malte; Châteaubriand vergleicht die Civilisation in seinen Etudes historiques mit einem Schiff auf dem Meere; wenn der Sturm es erfaßt, lavirt es, kommt wieder in das alte Fahrwasser, wird zurückgeschlagen, aber endlich findet es wieder günstigen Wind, gewinnt von Neuem seinen richtigen Weg und erreicht den Hafen, auf den es von Anfang an losgesteuert war.

Vergessen wir es nicht: in Deutschland constituirte sich die Gesellschaft in derselben Zeit, in welcher das öffentliche Leben und Denken schwieg, und ein Kreis ausgewählter Geist die Schätze sammelte, von denen wir noch immer mit Stolz und Dankbarkeit nutzen; sie constituirte sich vornehmlich in Norddeutschland, von Berlin aus, vom Salon und unter der Aegide Rahel's. Ihre Elemente waren aufs Reichste vorhanden: Die Speculation und die Philosophie war glorreich vertreten und geehrt; der Gedanke lebte, blitzte und zündete; eine stolze Literatur und eine dafür begeisterte Jüngerschaar überwog den öffentlichen indifferenten Geist, und die Kunst, besonders die Musik wetteiferte mit den Schöpfungen der Poesie. Das Alles waren Elemente der Gesellschaft, die sich erst nützlich und werthvoll machten durch die Politur des Salons; dort schliffen sie sich, amalgamirten sich und brachten jene wunderbare Harmonie hervor, die Resultat des socialen Lebens und Fühlens war. Durch den Salon, den man aufsuchte, wurde das Wort, die Sprache, der faßliche Gedanke, mit einer niegekannten Autorität bekleidet. Das Wort gab Allem Leben, trieb Alles zur Blüte; es vereinte, was sich sonst nie vereint; es erzeugte Gedanken, die sonst nie entstehen; es erquickte, es gefiel, weil es etwas Neues war —

das Wort und das freie Sprechen, dieses höchste verbindende Element der Gesellschaft, lebte zum ersten male in Deutschland auf, in seiner vollen Majestät und ohne Vulgarität.

Man verstehe wohl recht. Ich meine das Wort als Austausch der Gedanken, als persönliche Communication Dessen, was man denkt. Rahel, welche an diesem Verdienste eminenten Antheil hat, drückt sich in einem Briefe, 1816, hierüber folgendermaßen aus: „Wir, die Deutschen, haben noch keine Sprache, so durch alle Geselligkeitsröhren getrieben, wie es die französische ist, in der man sich dem Geringsten im Faubourg verständlich machen kann. Es liegt aber eine solche in unserer bereitet da; man braucht sie nur fertig zu machen, nur die Wortstücke dazu auszusuchen — auch ich kann dergleichen, weil das Tagesleben, wie bei den Franzosen, mein Kunststoff ist. — Es gab aber in unserm Lande keine Gelegenheit zum Sprechen, als die Kanzel. Alle übrigen Gedanken müssen ohne Ton, Geberde, unpersönlich, zu überirdisch, aus dem Geist an den Geist wirken. Also langsam, künstlich, und dann plötzlich. Es werden Verhältnisse uns auch eine Lebensgeselligkeit in Worten schaffen. Ich weiß es. Oh! lebt' ich nur lange genug; da ich das andere zu lang erleben

mußte! Ganz plan und klar und deutlich muß geredet werden . . .“

Das freie Wort, die Sprechfreiheit zum Zweck des Misbrauchs und der rohen Leidenschaft erniedrigt zu sehen, das ist wahrlich eine so große Schmach, daß jeder Gebildete sie verdammen muß. Aber der Misbrauch mit einer Sache schließt den eigentlichen Werth derselben nicht aus. Gott bleibt immer erhaben, wie sehr ihn auch Elende lästern mögen. Die Civilisation ohne Sprechfreiheit ist eine Blume unter einem Scheffel; wenn wir, denen man am Ende heute mehr Geist als Glauben zutraut, die große Krisis begreifen wollen, die sich seit zwei Jahrhunderten vorbereitet, so muß man und kann man Alles sagen, was man denkt. Die Gesellschaft hat sich seit zwei Jahrhunderten gebildet, d. h. die Wechselwirkung aller Stände, aller Rangordnungen, aller Gedanken, aller Empfindungen; sie ersetzte die Stelle der alten Feudalherrschaft. Ebensowenig wie in der Wirklichkeit die Gesellschaft, die Socialität, vor Rahel's Zeit bestanden hatte, ebenso die dazu nothwendige freie, leichte, klare Sprache, welche verschieden von der gedruckten und der lapidaren Kanzelrede, sich erst vermittels ihres Laufes durch die „Gesellschaftsröhren“ klärt. Diese Gesellschaftssprache bildete sich nun natürlich aus und

hat heute ungemeine Fortschritte gemacht; sie fand diese Bildung durch das Zusammentreffen im Salon und den zu gleiche Zeit Mode werdenden Briefwechsel der geistigen Autoritäten untereinander; sie schliff sich danach, schmiegte und milderte ihren sonstigen starren Charakter und übersiedelte infolge dessen auch in die Literatur, und zwar zur Zierde derselben.

Auch hierfür müssen wir Rahel danken, denn das freie klare Wort war uns nothwendig und hat seither in unserer Literatur, in unsern Anschauungen und Meinungen Vieles verändert, verbessert und zierlicher gemacht. Das Wort, wie es der Salon oder dessen Kind, der Brief, bildet, hat eine magnetische Kraft und ein elektrisches Fluidum; es zersplittert den sonst granitenen Gedanken in hundert kleine blitzende Atome, die wieder hundert Ansichten entzünden und so eine Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Gedanken erzeugen, die das Wesen der Gesellschaft bildet. Diese Sprechfreiheit des reinen, gebildeten und geistreichen Menschen, nicht des politischen Charakters, ist Alles, während die bereitwillig überall gestattete Denkfreiheit gar Nichts ist. Denkfreiheit allein ist ein Weinfaß, in dem der Most gährt; man will aber den Wein auch genießen. Wir Deutsche haben immer durch große Gedanken geglänzt, aber das Sprechen fangen

wir erst an zu lernen. Wir hatten immer Denkfreiheit, nur nicht immer bemerkbare. Die Franzosen waren uns in dieser Beziehnng lange voraus; das 17. Jahrhundert schliff dort das Denken zum Worte. Freilich sind wir stolz darauf, tiefer als die Franzosen zu denken; aber wozu dient es, da die leichter denkenden Transrhenanen mehr Fortschritte machten wie wir? Es wäre Franzosenfresserei, dies zu leugnen: wir haben nur eines Blickes auf unsere Sitten, Gebräuche und Literatur nöthig, um den Einfluß der leichtern französischen Bildung auf uns tiefdenkende Deutsche zu bemerken. Unsere Bücher sind unstreitig im Allgemeinen werthvoller als die der Franzosen; aber die der Letztern sind besser gemacht; erscheint in Frankreich ein irgenwie hervorragendes Buch, so nehmen wir den Rahmen davon, um in ihn etwas vom vaterländischen Geist zu spannen. Das ist nichts als unsere geheime Ueberzeugung von der praktischern Manier unserer Nachbarn. Wir haben mit Einem Wort, sei es nun zum Glück oder zum Unglück, noch immer ein System, während die Franzosen darüber hinaus sind und an gar nichts mehr glauben; denn ein System setzt einen Glauben voraus. Wir beneiden sehr wohl die leichte gefällige Art zu sprechen, als Resultat des Gesellschaftsverkehrs und der socialen Bildung; wir be-

neiden sie, weil darin eine schlagendere und mehr vom Idealen herabgestiegene Weisheit liegt, als in der ungelenken, blockartigen Klugheit, welche der Wissenschaft innewohnt. Die Deutschen, sagt St.-Martin irgendwo, sind schon bei der Aristotelischen Philosophie und Gott weiß wohin sie dieser Doctor noch führen mag. Pythagoras hat die Weisheit im Kopf und im Herzen gehabt; Socrates mehr im Kopfe als im Herzen; Aristoteles hatte sie in der Zungenspitze; Alexander der Große besaß sie sowol in seinem Schwerte als in seinem Magen. Man kann nicht wissen, welchen Platz die Deutschen der Weisheit noch geben werden, und ob sie sie nicht so vollständig verdampfen lassen wie die Franzosen.

Am Ende ist kein Zweifel darüber, daß wir die Wichtigkeit des freien, sinnvollen, aber, wenn ich sagen kann, belebten Wortes einsehen und danach streben, eine Conversationssprache zu schaffen. Rahel hat dafür Bedeutendes geleistet. Sicher in einer tiefen, deutschen Bildung und empfänglich für die der Franzosen; ernst und launig, gemessen und witzig, besaß sie Alles um einen deutschen Salon und eine nationale, ihm nothwendige Conversationssprache ins Leben zu rufen. Sie führte damit nicht etwa einen gefaßten Vorsatz aus und that es nicht, um einem Ehrgeiz oder einer

Eitelkeit zu genügen; sondern die Bildung dieser Neuerung des deutschen und literarischen Lebens lag einfach in dem allgemeinen Bedürfniß, dem vorzustehen Rahel die geeignetste Persönlichkeit war.

Viele Umstände kamen der Constituirung des Salons und der Conversationssprache wesentlich zu Hülfe; die französische Invasion war von dem bedeutendsten Einfluß, und einige Persönlichkeiten, welche zur Zeit der französischen Regierung in Berlin den Rahel'schen Salon besuchten, trugen unendlich viel zur Consolidirung bei. Selbstverständlich mußte der geistreiche und zugleich herzliche Ton im Rahel'schen Hause von der mächtigsten Einwirkung auf alle Besucher sein, und da die Meisten derselben entweder der Literatur angehörten, oder ihr doch Pflege angedeihen ließen, auch weiter in die verschiedensten Kreise sich verbreiten. Der fortwährende Briefwechsel, in welchem die Verehrer und Freunde Rahel's mit ihr standen, dehnte diesen Salon weit über Berlin aus, denn man führte im Briefe dieselbe Sprache wie in der Conversation. Daraus kann man bemessen, welchen Einfluß und welches Verdienst diese ausgezeichnete Frau um unsere Literatur und unsere, besonders norddeutsche, gesellschaftliche Bildung gehabt hat. Mit ihr entstand in Deutschland eine gesprochene Literatur.

Dies wäre das Porträt Rahel's; der Mittelpunkt des Gemäldes, welches zu malen die Aufgabe dieser Blätter sein soll. Als eine meist indirect wirkende Größe, welche vierzig Jahre lang einen glänzenden Hof bedeutender Geister um sich versammelt hatte, begleitete sie eine der inhaltschwersten Epochen, welche die nachfolgenden Seiten, ebenso wie die interessantern Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kam, zu schildern versuchen wollen. Immer wird die Gelegenheit vorhanden sein, neues Licht auf den Geist, auf die überwiegenden Fähigkeiten und die hervorragenden Eigenschaften des Herzens dieser Frau zu werfen, welche unstreitig eine der wichtigsten Persönlichkeiten für die deutsche Literatur- und Culturgeschichte dieses Jahrhunderts ist.

II.

Auf einer der vorhergehenden Seiten ist bereits erwähnt worden, daß im Anfange dieses Jahrhunderts die geistige Regsamkeit des deutschen Volks nur in dessen höheren Gesellschaftsschichten sich geltend machte. Dieser Umstand ist einer der wichtigsten, welcher jemals dem Auge eines Literarhistorikers geboten werdeu wird; denn er legte die Einwirkung der Intelligenz ausnahmsweise in ein vornehmes Bereich, aus dem diese alsdann erst in die Schichten des Volks sich herabsenkte. Die Literatur und die Beschäftigung mit Allem, was dem Leben höhern Reiz verleiht, war damals eine wohlgepflegte Neigung der Aristokratie und wurde erst später, gleich einer Mode, vom Volke adoptirt.

Verkenne man diese Situation und ihre Wichtigkeit ja nicht. Die Logik, welche wir daraus ziehen,

ist, daß die vornehmen Kreise der deutschen Gesellschaft in jener Zeit die neuern Anschauungen auf unserm Boden verpflanzt, und daß wir also allen Umschwung unserer Ideen vom Adel abzuleiten haben.

Literatur ist die ideelle Geschichte eines Volks, oder wie Theodor Mundt sehr richtig in seiner „Literaturgeschichte der Gegenwart" sagt, der **Idealismus der Volkskraft.** — Noch ehe sich in Paris die große Katastrophe ereignete, war die deutsche Literatur im Grunde ein gutmüthiges Kind, welches sich wie eine fünfzehnjährige Pensionärin, idealer Schwärmerei überlassen und alles öffentliche Leben negirt hatte. Die Augen geschlossen und die Ohren verstopft, war sie in den Bauch des Menschen gekrochen und hatte sich dort im Allerheiligsten niedergelassen, um aus dem Schutze menschlicher und geheimer Empfindungen Dasjenige herauszuschaufeln, was ihr zur Idealisirung des Menschen nöthig war. Es war der heilige Friede der Intelligenz, der damals herrschte und die Idealisirung derselben, fern jeder öffentlichen Idee. Aus jenem Reiche datiren jene literarischen Productionen, welche uns mehr denn allen andern Nationen die menschliche Gefühlswelt erklärt und poetisch dargestellt haben.

Indessen färbte sich bald dieser glatte Spiegel der Literatur mit dem Colorit neuer aus Frankreich herübergewehter Ideen. Das nationale Element, durch die französische Revolution zum ersten male und für alle Zeiten als ein Factor des Staats anerkannt, zog nun auch in die Literatur und hob sich später auf eine so gewaltige Höhe, daß die Aristokratie einigermaßen Schrecken vor dem Kinde bekam, welches sie so zärtlich groß gezogen hatte. Klopstock blies durch einzelne seiner Schriften der deutschen Literatur zuerst den historischen Athem ein; Graf Leopold Stolberg nicht minder, und Thümmel drehte mit seiner cavalieren Plaisanterie der deutschen Anschauung vollständig den Zopf ab. Das Volk saß stumpf und theilnahmlos dabei und sah Alledem wie einem Theaterstücke zu; das Volk war damals nicht im Geringsten, was man öffentliche Meinung nennt; sondern diese bildete, wie der Goethe'sche Wilhelm Meister dafür den schlagendsten Beweis gibt, der Adel, die Aristokratie, die feine und vornehme Gesellschaft, welche in sich alle damals aufkommenden neuen Ideen, und zwar besser als später das Volk, verarbeitete. Die Vollkraft, d. h. die Intelligenz, die Ideen, die wissenschaftliche Speculation und die Schöngeisterei — das war damals ausschließlich die ernste Lieblingsbeschäftigung des deut-

schen Adels, oder genauer gesagt, der norddeutschen vornehmen Gesellschaft.

Es scheint, und dies ist ein auffallender Umstand, daß die Geschichte und die Literatur zueinander eine eigenthümliche Wechselwirkung ausüben. Widmen sich die größern intelligentern Kräfte dem literarischen Gedanken ausschließlich, wie im Anfange dieses Jahrhunderts, so vergessen sie gemeinhin die Weltgeschichte und diese gedenkt auch ihrer nicht, ebenso wenig wie des gemeinen Volks, welches niemals das einzig entscheidende Gewicht bildet; begeben sie sich andererseits wieder vornehmlich in das Gebiet der Politik, dann schlummert auch der literarische Geist der Nation. Während Frankreich keine Dichter, aber große Generale erzeugte, wurden die großen Talente in Deutschland Dichter und Schöngeister.

So mußte die der materiellen Glorie unterworfene Zeit Napoleon's die deutschen im Dichten und Denken beschäftigten und im heiligsten Frieden schaffenden Geister nicht wenig überraschen. Während zu unserer Ehre die Poesie und Intelligenz florirte, fand Deutschlands Geschichte seine Schmach. Wir können glücklich sein, daß die Intelligenz jener Trauerperiode ihre Geschichte überragt hat und haben Ursache, es ihr zu danken. — Während die Geschichte durch den Griffel

Napoleon's ihre kolossalen Ereignisse, Schlachten und Siege verzeichnete, störte dies in Deutschland keineswegs den Flor der eleganten und geistreichen Salons, die in Hamburg, Frankfurt, Weimar, Jena und Berlin ihre für unser geistiges Wohl unendlich wichtige Wirksamkeit geltend machten.

Vornehmlich fing Berlin an, das Centrum aller deutschen Intelligenz zu werden. Der Rahel'sche Salon gewann weit über die preußische Residenz hinaus seinen Ruf und Einfluß, besonders, da Rahel durch ihre im Jahre 1800 unternommene Reise nach Paris, dort außer vielen Bekanntschaften, einen reichen Einblick in das von nun an fast allein gültige französische Salonleben erworben hatte. Die ganze Intelligenz siedelte allmälig nach Berlin und fand mit den verschiedenen Fremden von Auszeichnung, die damals die preußische Residenz besuchten, ihren vornehmsten Versammlungsort in dem Salon von Rahel Levin.

Nichtsdestoweniger mußte ein Heros wie Napoleon eine entschiedene Wichtigkeit bei allen vornehmen deutschen Denkern finden, wenn diese auch im Grunde den neuen Consul mehr wie ein literarisches Erzeugniß denn als eine politische Wichtigkeit behandelten. Die Aristokratie Preußens war zum großen Theil so sehr von den revolutionären Ideen angesteckt, daß sie

es am liebsten gesehen hätte, wenn Preußen anstatt des resultatlosen Coalitionskriegs Arm in Arm mit der französischen Freiheitsarmee gegangen wäre; dieser Theil haßte Napoleon, weil er in ihm den Despoten sah, welcher die Freiheit wie ein Cromwell unterdrücke. Ein anderer Theil liebte, als Napoleon sich zum Kaiser gemacht, den neuen Cäsar, blos weil er Cäsar war und kümmerte sich nicht darum, auf welche Art und und Weise er sich dazu gemacht. Trotz aller widersprechenden Meinungen hatte Niemand im Grunde Furcht vor Napoleon, wohl aber fühlte man überall Bewunderung für ihn, und in dieser Beziehung stand auch Rahel zu dem neuen Kaiser, der in kurzer Zeit seine Knie dem deutschen Vaterlande auf die röchelnde Brust setzen sollte.

In der That konnte Napoleon, wo er noch nicht persönlich gekränkt und beleidigt hatte, nur Bewunderung erregen. Er war ein Riese, der als solcher die Alpen wie Hannibal und Karl der Große überstiegen hatte, und dessen immenses Selbstvertrauen seinen Gott bildete, der den des Himmels zu spotten schien. Eine solche Sicherheit seines eigenen Geschicks wird stets das Merkmal gigantischer Männer bleiben. Cäsar sagte zu einem durch den Sturm erschreckten Matrosen: „Fürchte Nichts, du trägst Cäsar und sein Glück!" — Attila

sagte zum Piloten des Schiffs: „Laß mich landen, wo es sei, wenn es dort nur Völker zu strafen gibt!“ — Napoleon fragte Caulaincourt:

„Sehen Sie diesen Stern?“

„Nein, Sire.“

„Aber ich“, antwortete der Kaiser kalt.

Dergleichen Charaktere, welche sich über das Niveau des Gewöhnlichen stellen und das Joch des göttlichen Rechts zu tragen verweigern, legen sich ein anderes und drückenderes auf. Sie erklären sich einer blinden Macht unterthan, der Macht der Dinge ohne Moral, der Bestimmung, dem Fatum, und entschlagen sich Juvenal's Sentenz: Carior est illis quam ipse sibi.

Indessen fing allmälig ein anderer Theil der preußischen Aristokratie an, gestützt auf den Ruhm von Friedrich's Heldensiegen, auch nach dem Kampf mit jenem Riesen zu brennen und nicht länger unthätig dem eisernen Würfelspiel zuzuschauen. Der Chef dieser Partei war Prinz Louis Ferdinand, einer der innigsten Verehrer Rahel's, der zugleich das Bild der in Preußen dominirenden öffentlichen Meinung von damals gibt.

Prinz Louis repräsentirte die menschlich gewordene Königsidee, die natürliche Majestät, und darum wird

er, ein Held überdies, stets von der Jugend, von dem Muth und den freien Geistern geliebt und verehrt werden. Er ist das Bild der muthigen, sprühenden, rücksichtslosen Jugendkraft, ein Prinz-Mensch, schön, kräftig und voller Patriotismus, voller menschlicher Schlacken und fürstlichem Golde — ein preußischer Prinz, wie er sein soll, um in dem Herzen des Volks, welches immer dankbar ist, ein Denkmal der Liebe zu besitzen.

In damaliger Zeit ließ man die Prinzen noch nicht viel erlernen; man glaubte, daß sie dessen nicht bedürften, um später einige Millionen Geister zu regieren. Sie waren im Purpur geboren und deshalb mußten sie schon klüger wie alle Andern sein. Dieser Irrthum ist heute längst eingesehen worden und man achtet als höchste Zierden der Fürsten die reichen Kenntnisse, welche sie sich erworben haben, ehe sie die Zügel eines Reichs angreifen. Prinz Louis hatte, dem alten Grundsatze gemäß, denn auch nicht viel gelernt; aber, gleich Friedrich dem Großen in seiner Jugend, war er danach begierig, seinen Geist zu bilden, und empfänglich für alles Schöne und Edle. So kam es, daß er auf eigene Hand sich seine freie Bildung und seine musikalischen Kenntnisse erwarb, welche letztere, beiläufig gesagt, weit das gewöhnliche Feld überschritten. —

Seine Bildung wurde überdies noch durch den Umgang mit den französischen Emigrirten erhöht, welche den jungen, ritterlichen Prinzen während seines Aufenthalts in Spaa umschwärmten; aber seinem für Leidenschaften empfänglichen Charakter auch zugleich das Gift einflößten, welches der Lebensmaxime des Adels vom ancien régime so zu sagen nothwendig war. Inmitten dieser emigrirten feinen Roués aux talons rouges bildete sich der Prinz und wurde überdies, wie dies erklärlich ist, zum bittersten Haß gegen Napoleon gereizt, der bis zur Leidenschaft stieg, als dieser sich mit dem königlichen Blute des Prinzen von Enghien befleckte.

Als Prinz Louis nach Berlin zurückgekehrt war, nahm er an dem dortigen Leben in vollem Maße Theil, und wie schon gesagt, hatte sich eine geistige Regsamkeit in dieser Stadt bedeutend ausgebreitet, die gesellige Bildung war gestiegen und sehr gediegene Geister sorgten für immer neue und frische Belebung. Der Rahel'sche Salon bildete den Glanzpunkt dieses Lebens, welches sich zwischen der Kunst und Wissenschaft, dem öffentlichen Treiben und der Literatur, der Diplomatie und dem Hofe, die dort alle ihre Vertreter hatten, vermittelte. Dort lebten damals Gentz, die beiden Schlegel, Schleiermacher, Fichte, Bernhardi, der

Major Gualtieri; dahin zogen sich die Besucher der Residenz, wie Johannes von Müller, Frau von Staël im Jahre 1804, und viele andere Celebritäten, deren fleißigen Besuch sich der Prinz Louis Ferdinand angelegen sein ließ.

Der Prinz, in Allem ritterlich, bildete hauptsächlich die Seele des Offiziercorps, welches damals hinsichtlich seiner aristokratischen Eigenschaft und des tonangebenden Ausdrucks einen großen Theil der öffentlichen politischen Meinung an den Tag legte. Varnhagen von Ense führt in seiner „Galerie von Bildnissen" die Worte Woltmann's an, welche sehr charakteristisch für die damaligen Zustände in Berlin sind. „Ein solches Gemisch", schreibt Woltmann, „von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühen um Eleganz des Benehmens und lautem tobenden Wesen, wie in den Offizieren der Gensdarmen und des Garde-du-Corps, läßt sich nicht beschreiben, das muß man gesehen haben. .... Ein Prinz im königlichen Hause war gleichsam ein idealischer Repräsentant jener Offiziere, die sich als Repräsentanten des preußischen Offiziergeistes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit, mit glänzenden Eigenschaften so ausgestattet, als um sie bemüht; stolzer auf seine Persönlichkeit als auf seinen Rang, und gleich-

wol sehr stolz, ein Prinz von Preußen zu sein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die schöne Kunst, die das glänzende Leben am meisten anspricht, die Musik; der Liebe stets ergeben" .... Das war das Ideal eines jugendlichen Helden und preußischen Offiziers, Prinz Louis Ferdinand, voll Feuer und Enthusiasmus, wie Frau von Staël sagt, aber in Ermangelung des Ruhms zu sehr beeifert, die Stürme aufzusuchen, welche das Leben erregen.

Die damaligen Offiziere sehnten sich denn auch nach einem Kampf mit Napoleon und waren, voll noch des Andenkens an den alten Fritz, sicher, den Koloß zu besiegen. Dieses Selbstvertrauen, welches in dem preußischen Offiziercorps sich noch bis heute auf die Unbesiegbarkeit der Armee allzu sehr geltend macht, trug damals sicherlich viel zum Unglück von Jena und Auerstädt bei, weil es die Größe des Feindes unterschätzte; es war aber keineswegs von Prinz Louis getheilt, der trotz seines glühenden Patriotismus nie die schwankende Situation jeder irdischen Größe außer Acht ließ.

„Liebe Mutter", sagte Prinz Louis einst und beherzigend zur Prinzessin Ferdinand*), „denken Sie

*) Varnhagen, Galerie von Bildnissen.

denn, das könne niemals anders sein; es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? — Sie fahren einmal aus dem Thore und es wird nicht getrommelt werden, glauben Sie mir's!"

Hat es immer etwas Gutes, dergleichen ausgesprochene Gedanken bei Gelegenheit zu wiederholen, um den, dem Allgemeinen nur schädlichen, Hochmuth einer gewissen Partei zu dämpfen, so verfehlen wir nicht, unsere Trauer darüber auszudrücken, daß es in der That damals so kam, wie der königliche Prinz es im Ahnungsgefühl ausgesprochen hatte. Wir haben keinen andern Trost als den, daß wir eine schmerzliche Erfahrung nicht so leicht vergessen und aus ihr lernen mögen, eine Wiederholung derselben für die Zukunft mit Weisheit zn vermeiden. Daß unsere Geschichte ein Jena erlebte, dafür müssen wir heute im Grunde Gott danken, wie man ihm für die Prüfungen danken muß, die er dem Menschengeschlecht gerechter Weise auferlegt. Nicht allein für Preußen, nein, für die gesammte Welt war Jena ein Heil, nicht für den Augenblick, wohl aber für die Zukunft. Es war größer denn Waterloo, wenn auch weniger glänzend; nach Jenas Tagen wurde ein neues Preußen geboren, mit Waterloo nur getauft.

Prinz Louis Ferdinand fiel in diesen unglückseligen

Tagen, und mit seinem Tode hatte das junge Preußen der Geschichte sein Opfer gebracht. Jetzt erst ermannte sich die preußische Jugend wieder; nun erst loderte die Glut einer bis dahin kaum gekannten, edeln Vaterlandsliebe in ihr empor und säugte sich so groß, um mit der Keule eines herrlichen Zornes den Koloß des Unterdrückers zu zertrümmern.

Einige Stellen aus einem Briefe Rahel's an Fouqué 1811 dürfen nicht übergangen werden, theils weil sie auf das Verhältniß Rahel's zu Prinz Louis helles Licht werfen, theils den königlichen Prinzen treffend charakterisiren:

„.... Er war die feinste Seele", schreibt Rahel, „von beinah Niemand gekannt, wenn auch viel geliebt, und viel verkannt. ..... Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind! Gern ließ ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem königlichen Prinzen, der schon vom Ruhm geführt und hoch geliebt war, sein kann. .... Das Menschlichste im Menschen faßte er auf; zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüth jede Handlung, jede Regung der andern zurückzuführen. Der war sein Maßstab, sein Probirstein, in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß. Nie sprach er darüber mit mir, wie ich mit ihm. Ich sah es

aber ein, lebenslang...... Mein Verhältniß zu ihm war sonderbar, beinah ganz unpersönlich. Obgleich er seine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre). Von uns zu einander war nicht die Rede. Doch mußte er mir Alles sagen: componirte er, sollte ich bei ihm sitzen; spielte er — am Ende gezwungen — Karten, auch. Mein Gräuel!.... Ich schrieb ihm „Gnädiger Herr" und „Königliche Hoheit" und „Sie". Im Gespräch ebenso, nur in sehr guter Laune, im Scherz und urgenten Fällen anders. Er nannte mich Kleine, Levi, Rahel oder Mademoiselle Levi vor Leuten. Vor vielen Jahren, als wir noch nicht so sehr liirt waren, und er nur viel zu mir kam, attakirte er mich über Goethe. Ich sprach nie von Goethe. Fing mich in einer Thüre und docirte, wie schlecht Egmont sei, sehr lange, mir zur marterndsten Langweile, weil ich nur der Schicklichkeit fünf Worte opferte, und gar nicht antwortete. Wie Goethe einen Helden habe so schildern können! in einer miserablen Liebschaft mit solchem Klärchen u. s. w. Ein Jahr vor seinem Tode schrieb er eben seiner Geliebten, er sei vom Herzog von Weimar mit Goethe zu Hause gegangen, habe sich in sein Bett gelegt, Goethe davor, und da wäre er denn bei Punsch aufgethaut, er habe über Alles mit ihm ge-

sprochen, und nun habe er gesehen, was es für ein Mann ist; mit noch vielem Lobe, welches er so beschließt: «Laß dies ja der Kleinen lesen; denn alsdann bin ich ihr gewiß unter Brüdern 3000 Thaler mehr werth.» Dies war mein größter Triumph in der Welt. . . . .“

Setzen wir für den Moment die politische Lage jener Zeit, ihre Wallungen und folgenschweren Ereignisse aus den Augen, so finden wir in dem Salon Rahel's, oder in den um diese Zeit durch Briefwechsel ihr nahestehenden Personen, fast alle hohen Träger der Bildung und selbst der Ereignisse. Heben wir davon besonders heraus den freimüthigen und hofmännischen Major von Gualtieri; den herben Genelli, den Rivarol der Salons; Gustav von Brinkmann, den Grafen Tilly, jenen flüchtigen legitimistischen Franzosen, geistreich, schön, Roué mit vortrefflichem Herzen, ein Richelieu botté et éperronné, dessen spätere Memoiren *) ein Stück Lauzun und Casanova bilden und von dem Rahel 1805 schrieb: „Der ist komisch und schlecht, denn er hat Reue und ist unsicher über sich ..... sein Leben war halb lächerlich, halb schrecklich anzusehen, für ihn gewiß meist eine innere Angst

*) Drei Bände (Paris 1828).

und Marter, von Mitteln der Eitelkeit zur augenblicklichen Ruhe gebracht, ein schwankender Zustand, zu welchem auch Geburt, Schönheit und Geistesgaben ihm wirkten, und alte verderbte Erziehung, die sonst häufiger mit großen Vorstellungen und Achtung der Religion und Sitte zusammenging. Er war ein Exempel ehemaliger verkehrter Franzosenwelt und Erziehung. Er genoß alle ihre Vortheile, und erlag ihren tiefen Fehlern." — In einem andern Buche las ich einmal: Ce bon M. de Tilly est un fort mauvais sujet, mais il pense bien.

Einen einwirkenden und intimen Freundschaftsverkehr unterhielt Rahel mit David Veit, von der frühesten Jugend an bis zu dessen 1814 erfolgtem Tode. David Veit war Arzt, ein philosophischer Kopf und hochempfänglich für Poesie und alles Schöne, dabei scharf an Verstand, stets besonnen und mit seiner reichen Bildung belehrend und unterrichtend. Er war ein Privatdocent wider Willen. Im Jahre 1794 besuchte er Jena, um seine Studien fortzusetzen und trat dort in jenen berühmt gewordenen literarischen Zirkel, der sich damals um Goethe und Schiller geschlagen hatte und die Epoche der „Literaturzeitung" machte. Selbstverständlich lernte Veit bei dieser Gelegenheit den damals im ersten frischen Lorberschmuck

strahlenden Goethe kennen, den er, wie Rahel, lange vorher schon verehrt hatte. Mit diesem Angelpunkte gewann Rahel zugleich eine größere Bekanntschaft und einen intimern Verkehr mit dem jenaischen Salon, der vielfach seinen Einfluß auf den berliner übte und die spätere Uebersiedelung einzelner vornehmern Geister nach der preußischen Residenz beförderte. Nach Beendigung seiner Studien ließ sich David Veit als Arzt in Hamburg nieder und belebte auch dort jenen, auf die nordische Literatur vielfach einwirkenden, Salon des Sieveking'schen Hauses, in dem Geister wie Reimarus, Perthes, Schönborn, Poel und Andere glänzten, mit denen Rahel durch Veit demnächst in mannichfache Berührungen trat.

Durch Veit wurde Rahel, außer Andern, unmittelbar in Berührung mit Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel gesetzt, die den Salon von Jena zierten.

Wilhelm von Humboldt besonders hat in der ersten Zeit Rahel's keinen geringen Einfluß auf sie geübt, da dieser in jeder Beziehung vornehme Mann die sogenannte Classicität der Bildung mit den Anschauungen moderner Entwickelung zu verbinden verstand. Man darf nicht vergessen, daß es zu jener Zeit einer der höchsten und vielgeltendsten Lobsprüche war, classisch

gebildet zu sein, und daß man in der vollendetsten Nachahmung der griechischen Antike die höchste Kunst und Intelligenz ausgedrückt zu sehen glaubte. Die richtige und harmonische Verschmelzung des griechischen und deutschen Elements war in dem Anfang der Neunziger Jahre ein ebenso großes Problem, wie das aus ihm sich unmittelbar abzweigende Räthsel der romantischen Sphynx, die sinnlichen und geistigen Elemente in harmonische Wechselwirkung miteinander zu setzen. Diese beiden Fragen, als die wichtigsten für die damalige Intelligenz und die Hebel unserer schönsten literarischen Erzeugnisse, beschäftigten alle vornehmern Geister, und auch Rahel, so vielfach mit der Literatur in intimen Beziehungen, blieb ihnen durchaus nicht fremd. Humboldt, dessen intime Freundschaft und literarische Harmonie mit Schiller, sowie seine Plastik der Goethe'schen Anschauung jenen beiden großen, aber sich vielfach widerstrebenden Dichtern zur heilsamsten Vermittelung diente, wurde von Rahel ausnehmend wegen seiner reichen Kenntnisse und poetischen Seele verehrt. Humboldt's später als Politiker wie als Gelehrter glänzender Geist hatte sowol das Geschenk der griechischen Anschauung, wie auch des deutschen Naturells, und vermochte beide Elemente wie wenig Andere zu einer harmonischen Ge-

staltung zu bringen, wie dies seine „Aesthetischen Versuche" (1799) hinlänglich bewiesen haben.

In dem Rahel'schen Briefwechsel sind einige Auslassungen interessant, welche sich auf Wilhelm von Humboldt beziehen. In einem Schreiben an David Veit in Jena vom Jahre 1794 schildert sie den Eindruck, den Humboldt's Recension über den Jacobi'schen „Woldemar" in der Allgemeinen Literaturzeitung auf sie gemacht, nachdem sie zuvor mit sehr vielem Geist die bekannte Kritik Schiller's über Matthisson, vielfach wol aus einer hier schon angedeuteten Abneigung gegen den Dichter der Räuber, verworfen hat:

„Eine Frau ... ist wirklich elend", schreibt sie auf die Auslassung Veit's, daß die Humboldt'sche Recension schwer zu verstehen sei, „wenn sie nicht wenigstens Hrn. von Humboldt schnell versteht, wenn er auch Dinge sagt, die sie niemals würde gesagt haben; gewußt muß sie dieselben haben, oder sie ist wirklich als eine Unterklasse, wofür sie Viele halten, zu bedauern. .... Für einen außerordentlich philosophischen Kopf ließen sie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn und erhoben ihn! Aber die Menschenkenntniß wollten sie ihm absprechen. Hat er denn nie mit ihnen gesprochen, wie er in dieser Recension geschrieben hat? oder haben sie ihn total nicht ver-

standen! Sonst müßten sie ja nur all ihr bischen Wunder vor seiner Menschenkenntniß niedergelegt haben und hätten den philosophischen Kopf ganz vergessen müssen: nicht als ob er ihn bei dieser wunderbaren Recension vergessen hätte, im Gegentheil, er hat darin bestimmt, was Menschenkenntniß ist; er hat sie als eine Kunst so zu sagen zergliedert und festgesetzt, und weil die nun sich einmal an Moralität und Menschheit lehnt, diese zu Regeln gemacht, wie Schönheit bei Kunst, und auch die Regel wieder als Schönheit und natürliche Consequenz zergliedert und befestigt. Kurz, der weiß das Beste nicht, der diese Recension nicht versteht, und wer sie nicht über allen Ausdruck bewundert, versteht sie nicht..... Ein Roman ist doch immer ein Kunstwerk des Genies, worin man alles Das wol finden muß, was Humboldt sagt, und was man auch in jeder Schilderung menschlicher Situtionen findet, wenn sie mit Wahrheit geschildert und nicht von gemeinen Menschen genommen sind.... Man muß wol etwas zu beweisen im Sinne haben, wenn man einen Roman schreibt; ... mir scheint Hrn. von Humboldt's Recension so voller tiefen, zerlegten Inhalts, der hier Genie ist, weil er untersuchen soll, und in Jacobi's Roman selbst keins...."

Wurde Rahel, als die belebende Leiterin des ber-

liner literarischen Salons, durch Humboldt vielfach mit den Bewegungen auf geistigem Gebiete in unmittelbare Verbindung gesetzt, so noch bei weitem mehr durch Friedrich Schlegel.

Mit directerm Einfluß auf diese ausgezeichnete Frau als sein Bruder, welcher in den Fesseln der Frau von Staël lag und in Coppet mit Hof hielt, darf man vermuthen, daß durch Friedrich Schlegel die theilweise Abneigung genährt wurde, die Rahel gegen Schiller empfand; denn Schlegel hat den Dichter des Don Carlos niemals mit günstigen Augen angesehen. Andererseits war auch er der Vermittler Rahel's mit der neuen Schule der Romantik, für welche sie ihre Vorliebe häufig documentirte und welche in Schlegel, wenn auch nicht ihren glänzendsten, doch ihren tiefsinnigsten und universalsten Vertreter gefunden hatte.

Friedrich Schlegel war mit reichem Wissen ausgestattet; sein Geist hatte eine seltene Elasticität, sein Wille war groß und sein Thun bei weitem kleiner; er hätte eine neue Philosophie gegründet, aber er vermochte nur auf festen Grund zu bauen, selbst keinen Grund zu schaffen; deshalb seine gallige Natur, seine gereizte Stimmung, welche die bei ihm sich deutlich zeigenden Leiden seines Standes noch vermehrte; des-

halb der kühne Flug seiner Phantasie, der bald dann wieder erlahmte; die kühnen Entwürfe seines blitzenden Geistes, dessen Glut ebenso schnell erbleichte, wie sie sich entzündet hatte; ein großes, vielseitiges, geschmeidiges Talent, dessen Verwerthung sich von deutschem Standpunkte aus vieler Vorwürfe werth machte; ein etwas ungeschickter kleiner Gentz, dessen Patriotismus und Koketterie mit französischer Manier, sowie Uebertritt zur katholischen Kirche und politisches Handeln mit Recht die Angriffe erlitt, die es verdient hatte. Mit ihm vollenden wir die erste Gruppe unseres Gemäldes; denn er repräsentirt die Romantische Schule und theilweise die Moral jener Zeit. Zugleich werfen wir den letzten Blick auf Jena, welches seine Bedeutung mit der Schlacht verlor, die in seinen Auen das Schicksal Preußens und Deutschlands in politischer Hinsicht entschied.

Die hohe Bedeutung Jenas für unsere Nationalliteratur liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß es an der Schwelle des vorigen Jahrhunderts und des jetzigen die Elite der romantischen Genossenschaft bildete, welche mit ihrem reichen Leben und mit ihren vollwichtigen Talenten sich einen bedeutenden Einfluß auf unsere Nationalliteratur erwarb. So nützlich und förderlich dieser der künstlerischen Leistung gewesen ist,

so vielfach hat er auch unserer gesammten Intelligenz, oder besser gesagt, unsern Anschauungen vom öffentlichen Leben geschadet und oft, trotz des bessern Willens, eine Erschlaffung des freien Geistes bewirkt, die später durch die Autorität Schelling's ihren Höhepunkt erreichte.

In Jena hatte sich eine feurige und thatenlustige Jugend eingefunden, die gut revolutionär wurde, als die französische Revolution wie durch Zauberschlag eine neue Welt des Geistes eröffnet zeigte. Goethe war der Heros dieser Schaar und man betrachtete ihn, wenn auch nicht als unmittelbaren Leiter jener neuen Ideen, doch als deren wohlmeinenden Protektor. Diese kleine, begeisterte Schaar baute nun emsig die neue Zukunft auf und taufte sie, schwärmend für Rousseau, die Anerkennung der Menschenrechte. Daran bauten denn fleißig der Schelling und der Fichte, der Tieck und Schleiermacher, der Novalis und Steffens, die beiden Schlegel und noch eine Menge von Gesellen und Burschen. Man entwarf Alles, was dieser neuen Zukunft nöthig war: goldene Thore, blanke Zinnen und gothische Thürme, altes Moos am Brunnen und süßduftende Rosen am Fenstergesimms, silberne Humpen und goldgelben Wein, eine reiche Tafel und Schnitzarbeit, Reiherbüsche und minnende Rit-

ter, liebholde Frauen mit goldgesponnenem Haar, mit frischen Lippen und blassen Wangen, mit schmachtendem Blick und wogendem Busen, Elfenspuk und Sporengeklirr. Das war die Romantik, herausgezaubert aus dem goldenen Nebel des Mittelalters und mit modernen Fresken der Neuzeit vermählt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Romantische Schule, wie sich jene Genossenschaft nannte, im Grunde etwas Zeitgemäßes war, da sie das nationale Element, eben durch die Revolution emporgehoben, sofort zu poetisiren trachtete. In dieser Beziehung hat sie ihre Berechtigung gehabt. Nur schadete sie später dem Nationalelemente durch dessen Verrenkung und, wenn ich so sagen darf, Vermysticirung, mehr denn sie ihm jemals genützt hatte, und besonders, weil sie sich durch den Erfolg der Schlegel'schen „Lucinde" verleiten ließ, die Verschmelzung des sinnlichen Elements mit dem geistigen über Alles vermitteln zu wollen, und ihren Lebenszweck mit einem neuen realistischen Idealismus zu verschmelzen, der ungeschminkte Sinnlichkeit, reinen Lebensgenuß und poetisirte Materie enthielt.

Durch Schlegel's „Lucinde" fühlte sich Schleiermacher bewogen, im damals sehr für das geistige Leben anregenden Athenäum seine „Vertrauten Briefe" zu

veröffentlichen, die, wenn auch den Schlegel'schen Sinnlichkeitsgedanken huldigend, doch einen bei weitem höhern Standpunkt dafür maßgebend hielten. Zugleich machten seine Reden über die Religion (1799) den nachhaltigen Eindruck, den später Fichte in seinen Vorlesungen wieder wach rief, um an das Nationalgefühl zu appelliren. Die Religion und Moral jener Zeit war vielfach im Sinne Diderot's und Condillac's verbreitet worden; man hatte eine bloße Tugendformel erfunden und liebte seine Brüder in Christo, sobald nur diese Liebe keine Unbequemlichkeiten verursachte; man donnerte gegen die Jesuiten, aber man trieb selbst die Religion nur formell, maschinenartig, betete ein nüchternes Moralprincip an und war auf der ersten Stufe jenes Pietismus, der unter der Restaurationszeit und in den Fünfziger Jahren seinen bleichen Flor erreichte. Dieser Mangel an warmem, das Herz mit Wahrheit durchdringendem Religionsgefühl trieb zur Entschädigung am Genusse und man muß in dem damaligen, reichen Genußleben Berlins das deutlichste Bild jenes Gegensatzes erkennen. So hörten sich denn im Grunde Schleiermacher's Reden über die Religion wie Mährchenerzählungen an; er stellte wieder eine natürliche Gottheit hin, er umkleidete sie mit Liebe, Einfachheit und Wahrheit, wie es der damaligen Gesellschaft mit ihrer

abstracten Tugendformel unbekannt war, und belebte wieder ein verkümmertes, erheucheltes Religionsgefühl mit dem Reichthum seiner Begeisterung. In solcher Beziehung haben die Schleiermacher'schen Reden dieselbe Wichtigkeit, wie der fast um dieselbe Zeit erschienene „Génie du christianisme“ Châteaubriand's hat. Beide riefen eine Religion des innigen Christenthums auf, die thatsächlich nicht bestand.

Das geistige Leben Deutschlands zog nach der Schlacht von Jena nach Berlin, und Rahel's Salon, anstatt durch die traurigen Verhältnisse zu leiden, entfaltete nur um so mehr seinen stillen Glanz. Der König war in Preußen; aber Berlin blieb die eigentliche Residenz; denn wie gerade während Preußens Erniedrigung Berlin durch sein geistiges Leben glänzte, das ward ihm später, bei Preußens Weltstellung, nie wieder gegeben. Jetzt zeigte es sich, welcher Schatz durch die Pflege des Geistes aufgesammelt worden war und wie beharrlich an dem Aufbau des Nationalgefühls gearbeitet wurde. In dem Rahel'schen Salon wurde Unendliches geleistet, was dem spätern Tugendbunde zu Gunsten kam und die Kraft des Vaterlandsgefühls erweckte. Die edle Henriette Mendelssohn, die liebenswürdige Frau von Humboldt, die demokratische Aristokratin Gräfin von Schlabrendorff und die

schöne Gräfin von Pachta setzten sich mit Rahel in innigere Verbindung und in einen lebhaften Briefwechsel, der, unter fortwährenden neuen Geistesanregungen, nie einen Augenblick die Lage des unglücklichen Vaterlandes vergaß.

In der That, es war wohl Viel, nach Preußens Sturz nicht der Pflichten zu vergessen, die man in der Gefahr des Vaterlandes diesem mehr als in der Wohlfahrt schuldet. Die Gefahr und das Unglück zeigen uns die wahren Freunde, niemals die Freuden und die Größe unserer Macht. Der junge König von Preußen muß damals, als er die Zügel seines kleinen Reichs von Königsberg aus leitete, der glücklichste aller Monarchen gewesen sein; denn niemals hat sich für einen Fürsten soviel Liebe und soviel Duldung documentirt, wie damals, als er unglücklich war! Alle Stände bereiteten sich vor, die Ketten zu zerreißen, die das Vaterland und seinen König fesselten; — und im Vergessen der furchtbaren Anstrengungen, der unendlichen Opfer, der uneigennützigsten Liebe, der selbständigsten Begeisterung, die damals das preußische Volk wie kein anderes an den Tag legte — im Vergessen dieser schönen Schuld des königlichen Hauses gegen das preußische Volk hat königlichen Ohren später eine höfische Partei einflüstern dürfen, dies Volk

sei Feind des Fürsten! O, kann dies ein preußischer König geglaubt haben! — Welches Recht maßten sich jene Schranzen an, die keinen Theil an den Opfern von **1806—15** nahmen, und die nur dienen können, doch niemals von Herzen lieben! Wie sollte ein Fürst jenen Worten mehr getraut haben, als den blutigen Zeichen von seines Volkes Liebe? — Es ist ein Unglück der Könige, daß sie in der Zeit des Glücks nur ihre Schmeichler für die wahren Freunde halten — und doch suchen sie dieselben vergeblich, wenn das Unglück ihrer Macht Prüfungen auferlegt! — — —

Die Größe des Volks zeigte sich in jenen traurigen Tagen in der Duldung des Leidens und in der der Hoffnung. Der Adel ging mit diesem schönen Beispiel voran, und gewiß ist es, daß Rahel vielfach für ihn das Vorbild der patriotischen Geduld wurde, die in solchen Zeiten die Größe der Geister an den Tag legt, nicht die Klage, nicht der Haß, nicht die Verzweiflung. Der edle Patriotismus stimmt nicht den Ton der Klage um das Geschehene an, denn das ist der stolze Lohn der philosophischen und religiösen Betrachtung, daß, da sie Alles in seinem Zusammenhange ansieht und Nichts vereinzelt erblickt, dazu Alles unter der Leitung der Vorsehung weiß, sie Alles nothwendig und darum gut findet, und Das, was da ist,

sich gefallen läßt, so wie es ist, weil es um des höhern Zweckes so sein soll. Und der Haß? — O, der Haß ist kein Trost und er blendet, wie die Verachtung. Es ist keine Tugend darin, ein Unglück zu hassen oder zu verachten, und darüber zu verzweifeln ist nur die Rettung kleiner Seelen. Die Thätigkeit der Vorsehung war sichtbar in den Schlachten von Jena und Auerstädt und in dem momentanen Sturz von Friedrich's des Großen Reich; wenn die Vorsehung etwas auslöscht, so will sie darauf etwas Neues schreiben und die Gottheit, welche straft, straft nur um zu bessern. Das können wir uns nie genug sagen und das dürfen wir niemals vergessen. Denn Preußen ist durch Jena die Spitze der modernen Bildung geworden, eine junge, ritterliche Nation, die nicht mitgehen, sondern vorangehen soll. Es gibt keine Züchtigung, die nicht bessert; keinen Umsturz, den der Schöpfer nicht gegen das schlechte Princip wendet; es gibt keinen Zufall in der Welt, und fällt ein Reich, so ist es also von der Hand des Höchsten befohlen, der es damit zwingen will, seiner Bestimmung näher zu kommen.

Nur Eins wollen wir noch als Merkmal jener Zeit hervorheben. Was damals Preußen stark machte, war der Geist, die Intelligenz und die Aufklärung, die

Freiheit des Worts und der Gedanken; sie vernichtete Nichts, sondern sie errichtete Alles. — Die Schriftsteller jener Zeit waren von einem gemeinsamen Bande umschlungen; sie wetteiferten, ohne sich zu zerfleischen in der Kritik, und rangen, wie verschieden auch, Alle nach Einem Ziel, das der Ruhm Deutschlands und die Liebe zum Vaterlande war.

Und heute? — —

Es ist besser, daß das deutsche Volk nicht wisse, wie es heute darum steht!

III.

Die Zeit, welche unsere Amme ist, bemächtigt sich immer eines gewissen Einfluß auf ihre Creaturen, mögen diese nun derselben voranzueilen trachten, mitten in ihr herumtanzen, oder wie kleine boshafte Götter die Weltgeschichte zurückzurollen beabsichtigen. Rahel entzog sich nicht den Ereignissen und Strömungen, welche jene Zeit hervorbrachte; sie litt darunter oder ergötzte sich daran; aber im Grunde glaubte sie damit nur einen Tribut an die Menschheit zu zollen, den jedes ihrer Mitglieder, sei es zu Schlechtem oder zu Gutem, zahlen muß. Sie machte demnach, wie fast alle hervorragendern Geister jener Zeit, ihre Betheiligung an den Strömungen der Zeit sehr stark geltend, sie dachte über eine jede sehr gewissenhaft nach; aber, und das ist der Beweis ihres von jeher fest in sich abgeschlossenen Charakters, sie veränderte sich nicht je nach der Zeit.

Im Allgemeinen, und das kann keineswegs ein Vorwurf sein, hatten sich die deutschen Geister unmerklich in ihren Anschauungen geändert; jung im 18. Jahrhundert, dachten sie im 19. ganz anders; sie hatten sich um Mitternacht des Jahres **1800** sämmtlich in allerliebste oder drollige Januskköpfe verwandelt; hatten ein Gesicht hinten und ein anderes vorn; das eine lachte und hatte sehr blitzende, voll Begeisterung strahlende Augen; das andere war ernst in der Physiognomie, etwas faltig auf der Stirn, die Nase etwas kraus, der Mund etwas spitz und die Augen echt homerisch. Es sah ganz drollig aus; hinten wie ein Student und vorn wie ein Professor. Man nehme nur die Revolution an, und erinnere sich, wie Herr von Humboldt, Fichte, Gentz und fast alle andern Denker jener Zeit im 18. Jahrhundert von ihr dachten, und wie im **19.** Ja, nicht wahr, man wird auch klüger mit der Zeit? Ganz gewiß; man schreit, wenn man jünger ist: Vive la liberté! und zehn Jahre später, oder noch nicht einmal: Vive la loi, oder gar à bas le peuple! Erst war das Volk la sainte canaille, nachher ist es mit einem male de la canaille scrophuleuse! Es ist lächerlich, sich über eine Wahrheit noch zu verwundern, die schon die Lateiner ausgesprochen: Tempora mutantur et nos mutamur in illis!

Indessen sich diese Erfahrung auch an den damaligen Geistern, bald plötzlich, bald unmerklich bewährte, blieb Rahel stets dieselbe. Die ganze Prosa des kleinen Lebens berührte sie niemals so, daß sie den idealen Schöpfungskreis verlassen hätte, in dem sie sich treu bewegte und aus dem heraus sie das Treiben der Welt beobachtete. Man denke hierbei nicht an Politik, in dieser Beziehung verändert man sich zuweilen, weil man eben denkt; sondern man beziehe dies auf die Arbeit aller Gedanken, die in ihr aus dem Material, welches die Welt so reichlich darbot, fortwährend den idealen Ring ergänzte, den sie um sich geschlagen hatte.

So vollständig Goethe gleich, konnte es nicht fehlen, daß dieser hohe Denker das Ideal Rahel's wurde, weil er bildlich, concret schilderte, was sie sich nur begnügte im Stillen und in vertrauten Kreisen zu sagen. Diese Harmonie Goethe's und Rahel's bestand in dem idealen Entrücken aus der profanen Schwankung der Weltzustände und in dem freien Genuß dieser, ohne Verleugnung der auf dem kleinen Göttersitz thronenden idealen Selbständigkeit. Beide kannten und durchdachten das menschliche Leben bis in die kleinste Faser und in jedem Ereigniß; aber sie schöpften ihren Trost immer aus einer Höhe der Anschauung, die sich zur Welt herabsenkte, nicht von ihr erzeugt wurde.

Goethe und Rahel waren vollständig durch diese Geisteshöhe miteinander verschmolzen; sie empfand mit seinen Worten, sie dachte wie er und fühlte wie er; für sie war Welt und Licht, Natur und Geschichte, die Menschen und das Leben Dasselbe, was sie für Goethe waren; er war für sie der Vereinigungspunkt „alles Dessen, was Mensch heißen kann und will"; er war das Leben und Eins mit diesem, in welche Beide sie sich mit Eifer, ja mit Begeisterung hineinarbeitete; — Goethe, mit einem Wort, das war Rahel's Dichter, das war ihr Gott.*) „Wenn ich mir ihn denke", schrieb sie, „so treten die Thränen mir ins Auge; alle andern Menschen liebe ich nur mit meinen Kräften; er lehrt mich mit den seinen lieben. Und ich weiß auch gar nicht, wie sehr ich ihn noch werde lieben müssen. Wie oft dacht' ich schon, mehr trägt dein Wesen nicht: und das Wesen änderte sich."

Charakteristisch für diese sich fortwährend steigernde Begeisterung Rahel's für Goethe ist es, daß sie schon sehr früh, weit früher, als von Irgendwem der Ruhm des Dichters gefeiert wurde, Goethe's Außerordentlichkeit pries, sie verehrte und von ihr bezaubert worden

*) Der Ausdruck, den sie selbst gebrauchte.

war. Noch ehe der Dichter des Werther von irgend-
einer literarischen Meinung als Autorität hingestellt
wurde, hatte Rahel ihn über jede Vergleichung hinaus-
gesetzt, in ihm den höchsten und einzigen Dichter be-
grüßt und für ihn einen Cultus der Begeisterung an
den Tag gelegt, der bei dem bedeutenden Einfluß,
den sie bald darauf auf viele der höchsten Geister ge-
wann, auch seine bedeutende Wirkung ausüben mußte.
Durch Rahel wurde Goethe schon früh zu dem Auto-
ritätsruhm verholfen, der ihm blieb und dessen er sich
immer würdiger machte. Diese Ansicht ist keineswegs
so kühn, wie sie Vielen vielleicht erscheinen mag. Man
gedenke nur der reichen literarischen Bekanntschaft, die
Rahel besaß, der intimen Verbindung ausgezeichneter
Denker und die Liebe und Verehrung für Goethe,
dessen Schönheiten der Poesie sie mit allem ihrem Geist
erfaßte und hervorhob, um einzuräumen, daß sich bald
eine Art von Cultus im Kreise ihrer Freunde geltend
machen mußte, welcher immer größer und weittra-
gender wurde, jemehr der Kreis ihrer Verehrer wuchs,
und der zuletzt auch das Resultat abnöthigte, Goethe's
Namen zur höchsten Beglaubigung zu weihen. Das
ist eine Thatsache, die wohl wichtig ist; denn wir ha-
ben ein anderes Beispiel, wie der Rahel'sche Salon
und Freundeskreis den Ruhm eines Dichters unum-

stößlich feststellte später in Heinrich Heine. Es wäre sehr fraglich, ob dieser Dichter mit seinem ersten Product so viel Sensation gemacht, und darauf so viel Erfolg gehabt hätte, wenn er nicht sogleich in Rahel und ihren Freunden warme und einflußreiche Gönner für sein reiches Talent gefunden. — Schlegel's Autorität, welche erst später den Goethe'schen Ruhm in der Literatur feststellte, producirte weiter Nichts dafür, als was Rahel lange vorher gefühlt, geäußert und begründet hatte. Von da an, und bis auf den heutigen Tag gilt es denn auch als Majestätsverbrechen, Goethe's hohes Hervorragen zu verneinen; ja, die Goethomanie grassirte förmlich, und hätte Goethe das Stillstehen der Erde in den elendesten Knittelversen besungen, man hätte vielleicht nicht genug Rühmens von dieser Poesie machen zu können geglaubt. Goethe wurde der kleine Herrgott, weil man Vieles von ihm nicht verstand; aber deswegen gerade war er unfehlbar, Alles von ihm war Weisheit und Nectar und jeder Mensch gilt noch heute für einen Halbtollen, der nicht manchen kläglichen Vers von Goethe für den Ausdruck göttlichster Poesie hinzunehmen Willens ist.

Abgesehen hiervon und in Hinblick auf die wirkliche Genialität Goethe's, lag es in der harmonischen

Individualität Rahel's mit ihm, und in ihrem festen, klaren Blick, daß sie schon zur Zeit, als der künftige deutsche Dichterfürst noch in der Masse der Schriftsteller mitging und ihm viele an Rang und Ruhm voranstanden, und wo die Nation über den Gehalt und sogar über die Form der geistigen Erzeugnisse noch sehr im Trüben urtheilte, mit gesundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuschungen und Ueberschätzungen sogleich das Echte und Wahre herauszufühlen verstand.*) Goethe war ihre Begeisterung, weil er die gewöhnliche Menschheit mit Ketten an den Himmel einer idealen Anschauung schloß, die Rahel aus vollem Herzen theilte. Deshalb begleitete sie der Dichter durch ihr ganzes Leben und bildete für sie das Vermittelungsprincip, wenn sie, zersplittert in sich, sich nicht selbst zusammenzuhalten vermochte. Mit dem Reichthum seiner Phantasie und seiner Weisheit schloß sie einen Pact, er war ihr Freund und Bürge, ihr Orakel und ihr Meister, der Himmel und Hölle kannte, und dem sie immer und immer begegnete. Vergesse man aber nicht, daß dieser Cultus dem Genius und nicht dem Menschen gewidmet war, von dem sie um so weniger sprach, jemehr sie damit eine Profanation

*) Varnhagen, Rahel.

an der Göttlichkeit zu begehen dachte, die sie aus ihm gemacht.

Goethe, der Rahel in Karlsbad kennen lernte, war auch keineswegs unempfindlich für die Begeisterung des jungen Mädchens, und Horn schreibt 1795 folgendermaßen an Rahel:

„.... Darauf antwortete Goethe: «Ja, es ist ein liebevolles Mädchen; sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Aeußerung; jenes gibt ihr eine hohe Bedeutung, dies macht sie angenehm: jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, und dies, daß diese Originalität liebenswürdig wird, daß sie uns gefällt.... Sie ist, so weit ich sie kenne, in jedem Augenblicke sich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt, und doch ruhig, — kurz, sie ist was ich eine schöne Seele nennen möchte: man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen, und lieblich gehalten.» ..... Wir sprachen weiter, und kamen auf Ihre große Liebe zu ihm als Dichter: «Es ist mir doppelt lieb», sagte er, «denn es ist bei ihr keine allgemeine Idee; sie hat sich jedes Einzelne deutlich gemacht. Eine allgemeine Idee beweist größtentheils, daß wir unsere Würdigung des Dichters aus der Meinung Anderer nehmen; haben wir aber uns jedes Einzelne deutlich gemacht, so

zeigt das natürlich, daß wir selbst rein empfunden und deutlich gedacht haben.»"

Die Antwort Rahel's auf diesen Brief ist ein Beleg für ihre schwärmerische Verehrung für Goethe. Sie schrieb aus Teplitz an Veit und Horn in Jena:

„..... Sie haben mich glücklich gemacht, meine Herren! Mit Goethe. Ich hofft' es, ich verdient' es nicht. Beinah möcht' ich sagen, ich faß' es nicht. Nämlich ich wundere mich so. Wieso kann er wissen, daß ich Empfindung habe!? Niemandem hab' ich mich in meinem Leben weniger in irgendeiner Art zeigen können als ihm. Durch Zeitumstände und Menschen, liebe Menschen. Doch schweigen wir davon.... Er ist Goethe. Und was ihm scheint und er sagt, ist wahr. Von mir selbst glaub' ich ihm. Ich seh' ihn schon einmal wieder, das andere Kurjahr. Wenn Sie ihn vor Berlin sehen, Horn, so grüßen Sie ihn von dem Menschen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn Niemand rühmte, verstände, bewunderte. Und wenn er sich wunderte, daß ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anscheinende Extravagance sagen ließe; so sollt' er's nicht thun, und lieber bewundern, daß sie ihn so respectirte, daß es einen Respect gäbe, der sie allein zurückhielte, es ihm nicht zu sagen.

Sagen Sie ihm, es wäre nicht Affectation, sondern Pflaumenweichheit: Ueberhaupt könnt' ich nicht dafür, daß die Andern Alles affectirten, was ich im Ernst meine..... Ja, ja, ich bet' ihn an....."

Der Goethe'sche Genius, für immer hoch, hätte Rahel vielleicht bei Weitem geringere Begeisterung eingeflößt, wenn sie selbst eine producirende Dichterin gewesen wäre. In solchem Falle würde sie, wie auch bei den übrigen Schriftstellern die Erfahrung lehrte, dadurch eher gelähmt als erhoben worden sein. Goethe, einmal zu der Autorität gekommen, welche keine Vergleichung mehr erleiden sollte und der sich Jeder blindlings beugte, entbehrte viel zu sehr der innigen Menschenliebe in seinen Werken, um jugendlich-feurige Seelen, denen dies Noth thut, zur Nacheiferung anzuspornen. Kein Genius hatte sich in seiner Person menschlich gemacht, und deshalb erschien Goethe kalt, wenn auch anziehend; über das Gewöhnliche erhaben, aber auch über sich selbst; vertraut mit allen Leidenschaften Anderer, aber selbst ohne eine solche; er schien ein so vollkommener Mensch zu sein, daß andere Menschen sich ihm fremd fühlen mußten; er war menschlich, weil er das für nöthig hielt, sich verständlich zu machen; er stand mit seiner homerischen Stirn stets über den Wogen des Lebens und ließ wie eine Göttergnade

vornehm zuweilen eine rein menschliche Gestalt in seine Dichtungen fallen, die die Masse dann mit wahrem Heißhunger auf die Schultern hob, laut ausrufend: Seht, das hat Goethe gemacht! So war es mit Egmont theilweise und mit Gretchen ganz; diese Charaktere waren so zu sagen Concessionen des auf einer der Welt entrückten Stufe thronenden Dichters an die gewöhnliche Menschheit, das Gnadengeschenk eines vornehmen Fürsten, um der Menge eine Puppe zum spielen zu geben. Goethe, herabsehend auf das Leben, nicht in ihm stehend oder von ihm gar berührt, war ein Abriß dieser Welt — und wie kalt, wie trostlos, wie gefühllos ist die Welt!

Wenn wir als gewöhnliche Menschen uns auch nicht enthalten können, den Genius Goethe's über Alles zu stellen, so thun wir es doch nur mit der Verleugnung irdischer Verständniß und streuen in ihm mehr einer göttlichen, uns aber vielfach befremdenden Macht, denn einem Dichter Weihrauch. Goethe ist als Dichter nie populär gewesen, und wird es niemals ganz werden; es sei denn, daß die Menschen zuletzt sich mit Verleugnung ihres menschlichen Daseins fortwährend in der idealen Sphäre bewegen, aus der wir unsere Welt mit Mitleiden zu betrachten vermögen. Was populär von Goethe geworden ist, sind zwei Gestalten, die er

als Prometheus geschaffen; weniger aber der Schöpfer derselben. In dieser Beziehung ist Schiller ein bei weitem höher stehenderer Dichter seiner Nation; er ist mit Leib und Blut und Herz mitten im Volke drin und vermag es zu entzücken, zu begeistern und zu allen herrlichen Gefühlen aufzuregen. Er ist populär für Jedermann, für hoch und niedrig; in ihm hört man ein deutsches Herz voll Liebe, Inbrunst und Hochherzigkeit schlagen; er ist, und für ewige Zeiten, incarnirt mit dem Volke, selbst wo er bloße Declamation ist. Dieser Pathos aber ist das menschlich gewordene Gefühl.

Freilich ist es Ton, in Bewunderung auszubrechen, wenn der Name Goethe ausgesprochen wird. Man würde erröthen, sollte man eingestehen, daß man nicht Alles verstehe, und daß Einem nicht Alles über die Maßen gefalle, was er geschrieben; man würde für einen beklagenswerthen Pessimisten gelten, wenn man die Autorität Goethe's nur im Geringsten anzuzweifeln wage. Im Grunde sagen sich die meisten Deutschen, daß Goethe allerdings ein großes Genie sei; aber daß mit der Zeit ihr Herz bei ihm einfriere, weil die Begeisterung Goethe's nichts oder doch nur sehr wenig mit den menschlichen Innigkeiten gemein habe. Wir mögen noch so republikanisch sein, grüßt uns ein

König, so entzückt uns diese Ehre. — Ich meinestheils, und nicht aus bloßer Oppositionslust, gestehe sehr freimüthig, daß die Goethe'schen Meisterwerke die Kunst und die Poesie viel mehr zu einem Privilegium einzelner Bevorzugten, wie Schelling die Philosophie, gemacht, als daß sie national und populär geworden seien. Läßt man sich denn weder durch Nationalvorurtheile, noch durch das unleugbare Genie bestechen, so wird man in Goethe den Dichter vermissen, der innig mit der Nation verwachsen ist, und dessen man immer nur wie eines in Nebel gehüllten Halbgottes gedenkt. Goethe's Genius war etwas zu groß für die gewöhnlichen Menschen, und das kann ebenso gut als Auszeichnung für ihn, wie als Vorwurf gelten; nur bleibt es immer wahr, daß seine Poesie nicht bescheiden genug gewesen, wie einfach und schmucklos sie sich auch gab, und daß von den dreißig Millionen Deutschen, die Goethe's ganzen Genius feiern, neunundzwanzig und eine halbe Million im Stillen ausrufen, wie eine gute Frau in Antiochia zum heiligen Chrysostomos: „Pater, wir bewundern dich, allein wir begreifen dich nicht!"

So hat denn Goethe nie für die deutschen Dichter den unmittelbar heilsamen Einfluß geübt wie Schiller; er lähmte den Flug Derjenigen, die ihm nachstreben

wollten, weil sie es nicht vermochten, und sie sanken darauf mit zerknicktem Muthe unter, während sie ohne ihr Streben, Goethe nachzueifern, Tüchtiges geleistet haben würden. Wir brauchen nur auf die Nachbildungen des Faust hinzublicken, um zu erkennen, daß viele Talente sich darin umsonst abgemüht und sogar verzehrt haben, weniger, weil ihnen das Talent mangelte, als weil sie inniger dachten, fühlten und dichteten, denn jemals Goethe. — Ebenso wenig hat Goethe irgendeine Wirkung auf die Zeitströmung geäußert; er nahm, wie zu den Menschen, so auch zu seiner Zeit eine gänzlich abgeschlossene Stellung ein, welche gegen alles Begeisterte und Menschliche, gegen vieles Nationale und Erhebende gewissermaßen undurchdringlich war, und die in Allem sich als eine nur lose mit der Menschlichkeit zusammenhängende angesehen wissen wollte.

Die Verehrung Rahel's für Goethe war die Freude über die productive Idee Dessen, was ihr als beherrschendes Gefühl gegeben worden war. Die menschliche Existenz und das ganze Leben war in ihr in ein gewisses ideales Régime eingeschlossen, sowie es Goethe durch den Geist seiner Dichtungen charakterisirte. Die Begeisterung dafür entsprang also vielfach aus individueller Gefühlsharmonie, die selbstverständlich auch

alle Dichtungen Goethe's begreifen konnte. Die schöne und den innersten Kern erfassende Analyse über Wilhelm Meister und der Vorzug, den sie vor allen Werken dem Tasso verleihte, beweisen die Innigkeit, mit der Rahel den Geist des Goethe'schen Genius erfaßte, und den sie gewissermaßen, nur menschlich gewordener und lieblicher, für die Gesellschaft repräsentirte. Rahel war so zu sagen der verständlichere Goethe.

Da der Briefwechsel dieser hervorragenden Frau den Thon bildet, aus dem ich den Hauptheil dieses Gemäldes forme, so füge ich die charakteristischen Stellen desselben über Goethe bei. — Als Rahel sich im Jahre 1815 in Frankfurt am Main aufhielt, erblickte sie auf ihrer Promenade nach dem nahe der Stadt liegenden Dorfe Niederrad plötzlich Goethe im Wagen.

„.... Welches Glück!" schrieb sie darauf an ihren Gemahl, „ich kann auch nicht zu Bette gehen, ohne es dir zu melden: wie weinte und bangte meine Seele schon, daß du es nicht mitgenossest..... wenig Menschen gehen hin und wieder: ein niedriger halber Wagen, mit einem Bedienten, fährt den langsamsten Schritt; ein Herr fährt vom Bock, drei Damen in Trauer sitzen drin, ich sehe in den Wagen, und sehe Goethen. Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden; ich schrei' mit der größten Kraft und Eile:

«Da ist Goethe!» Goethe lacht, die Damen lachen, ich aber packe die Valentin, und wir rennen dem Wagen voraus, und kehren um, und sehen ihn noch einmal.... der Wagen hält in seiner Langsamkeit endlich ganz, der Herr vom Bock wendet sich und sagt: Das ist der Schwan! Nämlich, das Wirthshaus, von welchem Goethe schreibt, dort immer eingekehrt zu sein. Also auch Goethe ging heute in seine Jugend wallfahrten, und ich, deine Rahel, trifft ihn, macht ihm eine Art Scene, greift ein in sein Leben! dies ist mir ja lieber, als alles Vorstellen, alles Kennenlernen. Als ich ihn das zweite mal sehen wollte, sah ich ihn nicht, ich war so roth wie Scharlach, und auch blaß, ich hatte den Muth nicht. Und als er vorbei war, am Ende der Straße durch ein Fabrikgebäude und eine Pappelallee entlang aus dem Dorfe fuhr, zitterten mir Knie und Glieder mehr als eine halbe Stunde. Und laut, und wie rasend, dankte ich Gott in seine Abendsonne laut hinein.... den Mainherrn nennen wir ihn: er ist Herr hier. Das erfand ich gleich. Gott! ich bin so agitirt; wärst du hier! (Jetzt wein' ich.) In diesem Mond, heute! Wer gönnt es mir wie du? Meine lieben Augen sahen ihn, ich liebe sie! ....."

Einige Tage darauf besuchte sie Goethe, und sie

schreibt unter Anderm Folgendes darüber an Varnhagen:

„.... Goethe war diesen Morgen um ein Viertel auf zehn bei mir. Dies ist mein Adelsdiplom. Aber ich benahm mich auch so schlecht, als Einer, dem sein geehrter, über alles verehrter, tapferer, weiser König den Ritterschlag vor der ganzen Welt gibt. Ich benahm mich sehr schlecht. Ich ließ Goethe beinah nicht sprechen! ..... Gerade im Zähneputzen, im rothen Pulver, mit meinen Flanellen angethan, kommt mein Wirth, und sagt Doren, ein Herr wolle mich sprechen. Ich denke, ein Bote von Goethe .... Ich lasse fragen, wer es ist, und schicke Dore hinunter; diese bringt mir Goethe's Karte mit dem Bescheid, er wolle ein wenig warten. Ich lasse ihn eintreten und nur so lange warten, als man Zeit braucht, einen Ueberrock überzuknüpfen; ... und so trete ich vor ihn, mich opfernd, um ihn nicht einen Moment warten zu lassen .... Im Ganzen war er wie der vornehmste Fürst; aber wie ein äußerst guter Mann; voller aisance: aber Persönlichkeiten ablehnend: auch vornehm. Auf dich ziemlich gespitzt und äußerst verbindlich. Er ging sehr bald .... Ich fühle, daß ich mich im Ganzen so betragen habe wie damals in Karlsbad. Mit der hastigen Thätigkeit: lange mein schönes stilles, beschei-

denes Herz nicht gezeigt. Aber wenn man Einen nur einen Moment, nach so langjähriger Liebe, und Leben, und Beten, und Beschäftigung zu sehen bekommt, dann ist es so..... Im Ganzen ist es rasend viel, daß er kam. Er sieht keinen Menschen. Wollte Prinzessin Solms, des Königs Schwägerin, mit dem neuen englischen Gemahl durchaus nicht sehen. Kurz, ich fühle mich über die Maßen in meiner Erniedrigung geehrt. Nur ich weiß, wie elend ich war. Goethe hat mir für ewig den Ritterschlag gegeben. Beim Himmel! Er weiß es, der Himmel! Kein Olympier könnte mich mehr ehren, mir von meiner Ehre mehr bringen..... Nun will ich dir, wie Prinz Louis mir, sagen: «Nun bin ich bei Ihnen unter Brüdern zehntausend Thaler mehr werth»: Goethe war bei mir!...."

Während Goethe der ganze Inbegriff des Lebens für Rahel war, und ihre Seele sich unmerklich und gern nach ihm formte, übersah sie keineswegs die Talente der übrigen Dichter jener daran reichen Zeit und kannte den Egoismus nicht, um ihres Lieblings willen alles Andere aufzuopfern.

Contrastirend mit den Geschicken des Vaterlandes, welches in den eisernen Armen des neuen Cäsars fast den Lebensathem zu verlieren schien, tauchten immer

neue Sterne an dem deutschen Geistesfirmamente auf und entzündete sich immer wachsend ihr Glanz. Man schien wie durch stilles Uebereinkommen aller äußern Zeichen der Vaterlandsliebe, des anschwellenden Zornes und der Hoffnung auf Befreiung in der Sphäre der Dichter sich zu enthalten, und nährte unter dem Gewande der reinen Kunst nur heimlich den Säugling des Patriotismus, der ohne Zweifel mit Gewalt getödtet worden wäre, weun er sich offen dem Machthaber gezeigt hätte.

Rahel's Kreis erweiterte sich immer mehr; Fremde von Auszeichnung verliehen dem berliner Salon neuen Glanz und eine reiche Zahl aufblühender deutscher Talente trat mit Rahel in neue und geistig intime Verbindungen, von denen die wichtigsten uns die Anlage einer neuen Gruppe unseres Gemäldes gestatten.

Die innige Zuneigung, welche Rahel für Jean Paul Friedrich Richter hegte, ist ein beredter Beweis dafür, wie scharf dieses Frauengemüth jede Wahrheit in sich abgrenzte. Jean Paul und seine Schriften waren von einem ganz andern Charakter als der Goethe'sche; um Reiz in ihnen zu finden, muß man sich in die kleine, aber von stolzen Phantasien belebte Welt verfolgen, in der jener deutscheste aller damaligen Dichter seine Idyllen, seine Götter, Tugenden und

Helden leben läßt. Reicher an Phantasie denn Goethe und schärfer an Geist, vermochte Jean Paul gleichwol nicht, seine Schöpfungen im großen Goethe'schen Styl anzulegen, sondern machte sie so klein, so keusch und bescheiden, wie nur möglich, aber mit einer Ladung von elektrischem Fluidum versehen, dessen Funken sich bald als blendender Humor, bald als die glänzendste Poesie entfalteten. Dieser ideale Standpunkt, den Jean Paul's Naturell bedingte, war nicht, wie der Goethe'sche, auf dem stolzen Gipfel eines Parnaß oder Olymp, von welchem herab die Welt wie ein Ameisenhaufen erscheint, sondern wie eine von paradiesischer Natur gestaltete Oase inmitten des menschlichen Lebens. So kam es, daß Jean Paul eigentlich mitten im Leben stand und doch in sich etwas Abgeschlossenes, etwas Besonderes und Originelles war. Mit einem echt innigen, braven, deutschen Herzen, in dem die alte germanische Tugend und reine Freiheitsliebe glühte; empfindsam, zart, und reich an Wallungen des Gemüths, steckte Jean Paul neugierig seine Fühlhörner aus dem stillen, blühenden Reich seiner Oase heraus und zog sie dann plötzlich, wie erschreckt von der Seltsamkeit der übrigen Welt, wieder ein, wurde zum Riesen oder zum Weinen, zum Lachen oder zum Trauern dadurch bewegt. Deshalb

dieser große, originale Humor, oder diese tiefe, halb träumerische Weichheit über die Dinge dieser Welt.

Rahel hat an einer Stelle deshalb sehr richtig gesagt: „Anpochende, aufhauchende Meinungen fürchtet er (Jean Paul), und daher imponiren sie ihm auch. Und da die letzten gerade so waren, so fügte er sich unter, mit zu vieler Liebe, wie ein bestraftes, fürchtendes Kind. Dabei ist seine Arbeit spinnenartig, und leicht kommt jeder Vorrath in sein neuestes Gewebe. So hat ihn auch die kühne Richtung der neumodischen Empfindsamkeit, nach Altmodischem, als Katholicism u. dergl. erschreckt; und seine kriecht ihr etwas nach, ihr eigenes natürliches Gehege vergessend. Der muß sich für allein halten, um Original zu bleiben; jedes, viel, alles kann er mit dieser Gabe nicht ergreifen. Sein Traum einer Wahnwitzigen ist göttlich und seit lange mal wieder echt. Wie schön gleich geschrieben! Da sieht man recht, wenn er sich versenken, isoliren will, was er dann ist. Umgang mit noch lebenden Schriftmenschen, auch nur ihre Bücher, ihre Kritiken nun gar! ist ihm todtschädlich…“ *)

Jean Paul kommt mir vor wie der Keim einer prachtvollen Blume, und nach unsern neuern Natur-

*) Brief an Varnhagen, 9. November 1808.

historikern befindet sich bereits im Keime die vollständige Pflanze. In seinem idealen Sichselbstleben lebte die ganze Welt, die draußen freilich andere Farben und Nebenformationen hatte, denn in seiner Camera obscura. Deshalb dies ewige Metaphysische bei Jean Paul, dies erstaunenswerthe Begreifen der zartesten Seelensaiten, diese echt deutsche Sache über echt deutsche Dinge, die Rahel über Alles stellte und die sie belehrte, daß Jean Paul außer einem der reichbegabtesten Dichter der größte humoristische Schriftsteller der Deutschen sei.

Die persönlichen Beziehungen dieses von der deutschen Nation noch lange nicht genug gelesenen Dichters zu Rahel schlossen sich schon vor dem Jahre **1800**. In diesem Jahre schrieb Rahel an Brinkmann aus Berlin:

„... Apropos, Jean Paul ist hier. Noch hab' ich ihn nicht gesehen. Ich will ihn sehen; aber ich muß ihn nicht sehen.... Denken Sie nur nicht, daß ich den Richter nicht liebe; au contraire; diesen Winter lacht' und weint' ich nur mit ihm; und, wär's möglich, daß ich mit meiner, gerade meiner Laune den nicht goutirte?"

„.... Sonntag war Jean Paul bei mir: ich war traurig — ich hatte gerade acht sehr launige Tage, voller curiöser Ausdrücke und Bonmots — nicht er.

Das war gut. Er hat überaus etwas Beruhigendes an sich. Vor dem könnt' ich mich gar nicht schämen. Nie hat ein Mensch so ganz anders ausgesehen, als ich ihn mir denken mußte. Keine Ahndung vom Komischen. Er sieht scharfsinnig, und die Stirn von Gedanken wie von Kugeln zerschossen aus. Er spricht so ernst, sanft und gelassen, und geordnet, hört so gern — süß möcht' ich sagen — uns väterlich zu, — daß ich nicht geglaubt hätte, es sei Richter. Und blond ist er! «Sie sind es nicht», möcht' ich immer zu ihm sagen. Das reizt mich nur noch mehr; denn nun ist er Richter, und hat die neuen rührenden Eigenschaften noch obenein. — Die wenigsten Menschen sind etwas werth, außer den wenigen, die eben Richters sind. Er sagt: «Die wenigsten Menschen haben Geld (Geld!) außer eben diese wenigen»..."

Während Rahel sich nur rein literarisch mit Lafontaine beschäftigte, knüpfte sie mit Jean Paul, Ludwig Tieck und de la Motte Fouqué ein sehr inniges und oft einflußreiches Verhältniß in ihrem Salon an. Sie gab sehr Viel auf diese persönlichen Beziehungen; denn gewissermaßen arbeitete sie mit an einer neuen Gestaltung der Literatur, wie sie durch die großen Talente der Romantischen Schule, Tieck und Fouqué repräsentirt wurde. Ludwig Tieck vornehmlich, der producti-

veste und genialste Romantiker, interessirte Rahel durch die Wahrheit und Klarheit seiner Empfindungen, durch die reine, auch im geselligen Leben seine vielen Vorurtheile dominirende Gutmüthigkeit, den faustischen Humor, die feine Ironie und die naive Bonhommie; auch knüpfte Tieck seine literarischen Gestalten, wie in dem Mährchen „Abdallah“ und in dem Roman „William Lowell“ unmittelbar an die Goethe'schen Charaktere des Werther und Faust an, sodaß Rahel schon deswegen ein hohes Interesse daran nahm, welches sie auch keineswegs aufgab, als Tieck von nun an das anfangs in ihm lebende Goethe'sche Element durch die gigantische Romantikphantasie in seinen „Franz Sternbald's Wanderungen“ (1798), im „Prinz Zerbino“ (1799) und in der etwas freien Uebersetzung des „Don Quixote“ vollständig ertränkte und sich die Cultur der neuen Anschauungen mehr wie jeder Andere durch seine Productivität angelegen sein ließ.

Am innigsten jedoch, auch in persönlicher Hinsicht, neigte sich Rahel dem romantischen, wie aus dem Mittelalter in das 19. Jahrhundert versetzten Baron de la Motte Fouqué zu. Fouqué, der als ein von dem Ideal des mittelalterlichen Ritterthums begeisterter Sänger zugleich den Anknüpfungspunkt für jene hochherzige patriotische Gesinnung gibt, die sich in den

deutschen Befreiungskriegen durch Körner, Stägemann, Uhland, Arndt, Chamisso, Eichendorff u. A. in so edeln Liedern gestaltete und mittelbar auch Rahel in jene unserm Vaterlande und dem eigentlichen Volke so ersprießliche Sphäre versetzte — Fouqué hatte sich mit einer gewissen Erbitterung auf sein Gut Nennhausen zurückgezogen und gefiel sich in dieser Einsamkeit, welche ihn der unglücklichen Lage seines geliebten Vaterlandes entrückte, ohne ihm jedoch den Schmerz und die Qual darüber zu rauben. Rahel, welche Jedem, den sie liebte, bis ins Herz zu schauen vermochte, schrieb zu jener Zeit die innigsten Briefe an Fouqué, mit einer Besorgniß für des Dichters um sich greifende Zerfallenheit, die rührend ist. Fouqué war einer sehr lebendigen, muntern, witzigen und vielseitigen Mittheilung fähig, und ihrer ebenso sehr bedürftig, als er sich einbildete, derselben in seiner einsamen Abgeschlossenheit entbehren zu können. Die Herzlichkeit ist groß, mit welcher Rahel dem wunden Ritter dies entgegenhielt und ihn wieder zum Menschenverkehr und zur innerlichen Anregung verlockte. „Was macht denn sonst wol das eigentlichste Wesen des Menschen aus, und macht ihn dazu, als daß er andere Wesen, die Angesichte tragen, dafür annimmt und sie behandelt wie sich selbst: wann kann er das

besser, als im vielfältigsten, häufigsten Umgang aller Art mit ihnen! Ich tadle nicht sowol Ihre Einsamkeit, als Ihr leidenschaftliches stagnantes Wohlgefallen daran; Ihr Lob derselben; Ihr Vergraben und Verkriechen, in der Meinung, diese und nur diese sei Ihnen gut und heilsam. Dahinter, oder vielmehr davor ist ein Schmerz; der soll uns nie wegdrücken; bekräftigen, erfrischen, erneuen, urbar machen soll er uns zu Allem! und der Inbegriff von allem für Menschen ist menschlicher Umgang, man mag es drehen wie man will. Man kann nach der Einimpfung des größten Schmerzes, wenn man ihn erlebt hat, doch noch lebendig umhergehen. Sie sind ein Dichter, und schenken den Menschen das Schönste vom Menschen. Und so gibt's noch manche Weise, wie man ihnen, eingesparrt und eingesperrt von ihnen, göttliche Dienste leisten kann; aber Ihnen fehlt doch das Leben innerhalb der fünf Sinne; das nähere, täglich blutumtreibende, wortausstoßende und gestaltvollere, lebendige Gedanken ausstoßende. Sie sollen kein Eremit sein! ich habe keinen Sinn dafür! — nur für Eremiten. Gedanken unter Menschen; ja, unter den gewöhnlichsten; denn ach! — oder finden Sie das nicht? — sie stellen so gut die außerordentlichsten vor. Kurz, ich kenne nichts als Menschen, und nur dann be-

kommt Einsamkeit ihren Sinn! — wenn man dann allein ist.“ *)

Es scheint fast, als sei Rahel damals, im Jahre 1809, Niemandem mit so herzlichen Ergießungen entgegengekommen, als gerade Fouqué. Varnhagen von Ense sowol, wie Alexander von der Marwitz, waren damals erst in dem Anfangsstudium jener Bekanntschaft, die freilich bereits im Stillen zur innigsten Liebe erwuchs. Man sieht das Vertrauen zu Fouqué vornehmlich aus den Mittheilungen, welche sie diesem hinsichtlich des ihr geheiligten Prinzen Louis machte; sodann aber auch aus den Klagen, welche Rahel wegen des 1809 erfolgten Todes ihrer Mutter gegen ihn ausstößt.

Rahel war eine Natur, die nicht ohne das Element der Liebe und die heiligsten Herzensneigungen zu existiren vermochte, und die in ewigem Ringen nach dem Schatz, der in seiner Persönlichkeit auch zugleich ihrem sich in solcher Hinsicht gebildeten Ideale Rechnung trug, die ganze Tonleiter eines nagenden Schmerzes kennen lernte, der aus der Nichtbefriedigung unserer reinsten und glühendsten Sehnsucht entspringt. Die Liebe war für sie Befruchtung; sie war die Be-

*) Rahel's Briefe. I.

lebung alles Dessen, was reich ihr Herz in sich barg, die ewige Sehnsucht und die mit allem Reiz der Phantasie vergoldete Hoffnung. Sehr oft stößt man in Rahel's Briefwechsel auf diese Sehnsucht nach einem sie ganz verstehenden Herzen, auf diesen Schmerz um deren Entbehrung. Sie wünschte sich Mutter, Gattin, Geliebte, ja, Kind zu sein, um einen Gegenstand ihrer innigsten Neigung zu haben und mit ihm jene Paradiese, jene himmlischen Wohnungen zu durchwandeln, die uns nur das brennende Feuer einer reinen Liebe öffnet.

So mußte denn jeder Verlust eines geliebten Gegenstandes für sie auch ein unendlicher Schmerz sein; denn sie fühlte, noch immer ohne einen geliebten Gegenstand, der sie für Alles hätte entschädigen können, mit dem Verlust jeder ihr theuern Person ein Stück ihres Herzens sich ablösen und an seiner Stelle die blutende Wunde. Wie mußte sie deshalb nicht der Verlust einer Mutter auf das schmerzlichste berühren, einer Mutter, die sie vier Monate lang sich erst mit dem Tode quälen sah! Alle Leidenschaften hatte sie auf diese ihr am nächsten stehende Person geworfen, wie sehr auch Misverständnisse zwischen Mutter und Tochter obgewaltet hatten. War sie fast doch die Einzige, die sie mit der Glut ihres Herzens, ebenso wie

ihre Geschwister, umfangen konnte! Ihr Tod zerriß gewaltsam ihr Herz; sie schien sich nun einsam in der Welt zu fühlen. „Dies Verhältniß", schrieb sie Fouqué, „konnte mir kein feindliches Geschick ganz rauben, da ich in der Reihe der Naturwesen Einmal bin, nur verderben, vergällen. Und ich hielt es hoch empor, besonders zuletzt. Meine Mutter mußte mich lieben. Das einzige Bild, was mir zu einem Erdenwunsche übrig geblieben war, war das Glück, ein einziges Jahr sie zu pflegen, in Ruhe und Wohlhabenheit. Vergebens! Sowie dieser Wunsch, dieses Bild, aus dem Herzen herauf athmete, vor meiner Stirn sich bildete, fiel sie in Elend, mir zum Fluche, und starb auch. Nun gibt es für mich nur ein Wogen auf der Erde. Eine allgemeine Liebe, ein Anziehen, ein Leisten nach allen Seiten hin; eines, wie es sich für einen Gott und für einen Märtyrer schickt. Auch ich schicke mich darin."

Das Schicksal fügte es bald, daß Rahel in Alexander von der Marwitz und in Varnhagen die beiden herzinnigen Seelen fand, die ihr für den Verlust einer Mutter, die sie in der That als Waise verlassen hatte, Entschädigung boten. Die Mutter war ihr, so zu sagen, nicht gelungen; sie bildete nur ein halbes Band für sie; — aber dieses halbe Band noch zu verlieren,

das war für sie ein Schlag, von dem sich ihre Seele nur durch die ewigen sittlichen Ueberzeugungen erholte, welche sie mit unabläßlichen Bestrebungen ergründete, denen sie immer freudig folgte, die sie mit sich selber einig machten und sie dem Leben und der wohlthuenden Wechselwirkung unter Menschen sich anschließen ließen.

Dieser Energie kam, wie gesagt, die Liebe von Marwitz und Varnhagen entgegen und bot ihr zugleich einen innigern Halt am Leben dar. Jene beiden Jünglinge liebten Rahel gleichwol verschieden, ebenso wie Rahel sie; es bestand keine Eifersucht zwischen ihnen, Beider Gebiet der Zuneigung war, wenn auch nahe aneinander grenzend, doch durch eine Verschiedenheit des Bedürfnisses getrennt. Marwitz verehrte Rahel wie eine Göttin, die ihm Leben und Lebenslust gab; Varnhagen fühlte nebenbei noch das Gefühl des liebenden Herzens, welches sich nur erst mit dem vollen Besitz der Geliebten beruhigen kann. Marwitz liebte Rahel mit seiner ganzen Seele, Varnhagen mit dem Herzen.

Mag man indessen in ethischer Hinsicht heute diesen Unterschied zwischen der begeisterten Verehrung jener beiden Jünglinge für Rahel ziehen, so läßt sich auch andererseits annehmen, daß Marwitz dem Wunsch

nach dem Besitz entsagte, sobald er in Varnhagen den glücklichern Nebenbuhler erkannt hatte. Er begnügte sich rein den Geist und das Gemüth jenes ausgezeichneten Wesens zu lieben und fühlte in dieser ästhetischen Liebe all den Trost, dessen diese edle, an die stürmische Leidenschaftsglut eines Byron mahnende, wenn auch nicht dichtende Dichternatur so sehr bedurfte.

Rahel empfand für diesen hochherzigen, von allem Schönen begeisterten Jüngling die innigste Freundschaft. Sie liebte in ihm mit der reinen Liebe geadelter Geister das treffliche, von Verdüsterung beklommene Gemüth, das von mächtigen und ungesättigten Gefühlen wallende Herz, wo alle seine Eigenschaften hinliefen und ausgingen. Er sowol wie Varnhagen zog aus Haß gegen Napoleon in den unglücklichen Krieg, den damals das alte habsburgische Kaiserhaus mit dem neuen napoleonischen führte, und der das Vorspiel jenes gigantischen Kampfes war, der vier Jahre später das neue Reich der Welt zertrümmerte. So wie sie Goethe in seinen Werken geliebt hatte, so theuer wurde ihr das Herz von Marwitz; mit der innigsten Theilnahme verfolgte sie alle seine Schritte; sie tröstete ihn, wenn er verzagen wollte; sie richtete ihn auf wie eine Mutter und belebte ihn zu neuem Muthe wie eine Geliebte. Er war für sie ein offen

hingelegtes Herz, dessen Zuckungen und Seufzer, dessen freudiges Leben und hochherziger Schlag sie mit aller Innigkeit verfolgte, deren ihr reiches Gemüth mehr denn jedes andere besaß. Sie trauerte, wenn sie die trüben, stockenden Klagetöne des Jünglings hörte, und ihm fern, doch nicht zu helfen vermochte; sie ertrug, so zu sagen, sein ganzes Leben wie das ihrige, und in der That, Marwitz' Leben war reich an Leidenschaften. Einige Zeilen von ihm, die er 1811 an Rahel schrieb, mögen als ein kleines Belegstück dafür hier beigefügt werden:

„Goldene, göttliche Worte, liebe Rahel", heißt es, „leben, lieben, studiren, fleißig sein, heirathen, wenn es so kommt, jede Kleinigkeit recht und lebendig machen, dies ist immer gelebt und dies wehrt Niemand. Ja, ich weiß es; fernab sind mir längst alle Träume von Heldengröße und äußerster Bedeutsamkeit gezogen; führt mich das Schicksal dahin, wo ich in großen Kreisen zu wirken habe, so will ich auch das können; aber meine Hoffnungen, meine Pläne sind nicht darauf gestellt. Ich will nichts als das Rechte, Gute, Ewige, und das läßt sich in allen Formen darstellen, und also auch in der lieben himmlisch einfachen, die jene Worte aussprechen. Ich klage auch nicht über die Zeit, ganz dumm ist, wer das thut.

Wem das Herrliche im Gemüthe gegeben ist, dem wird alle Zeit herrlich. Und worüber klage ich denn? Darüber, daß ich dem Gemeinen Gewalt in mir vergönnt habe, daß ich mich habe übertölpeln lassen, durch pöbelhafte nichtige Meinungen, so daß es mir zuweilen scheint, als ob sie sich krebsartig und unheilbar in meine Seele hineingefressen hätten. Wie kann die Besonnenheit, die Sanftmuth Einem so ganz entweichen, wie mir zuweilen!"

Mitten in der Schwankung um seinen Lebensberuf leuchteten die Freiheitsfanale von den deutschen Bergen. Die deutschen Völker ballten voller Zorn über die so lang erlittene Schmach der Unterdrückung ihre Faust um die Waffen; das Kreuz der bisherigen Duldung wurde ihr Banner; Brust an Brust rangen sie mit dem Cäsar drei Tage bei Leipzig und jagten, wieder siegesmuthig, die große Armee über die Fluten des Rheins bis in französisches Gebiet.

Marwitz theilte jubelnd das Loos des Kriegs und söhnte sich mit dem Geschick wieder aus.

Da kam das mörderische Treffen von Montmirail. Nach diesem blutigen Kampfe verscholl jede Kunde von dem edlen Jünglinge; seine Freunde und Rahel mußten trauernd seinen wahrscheinlichen Tod auf jenem Feld der Ehre vermuthen. — —

Einen andern Charakter nahm ihre Zuneigung zu Varnhagen von Ense.

Dieser durch die Harmonie eines reichwallenden Herzens, eines feinen, scharfen Geistes begabte Schriftsteller lernte Rahel im Jahre 1803, als ein achtzehnjähriger und für die Poesie begeisterter Musensohn, kennen. Schon damals machte Rahel, wiewol sie nur als flüchtige Besucherin in einer Gesellschaft erschien, nachhaltigen und mächtigen Eindruck auf sein Gemüth, den er wie ein kostbares Kleinod verwahrte. Möglich, daß diese Begeisterung für Rahel Varnhagen in dem mit Chamisso, Hitzig, Theremin und Andern von 1804—6 herausgegebenen „Musenalmanach" zum Lyriker machten.

Erst im Jahre 1808 erneuerte sich jedoch die Bekanntschaft zwischen Rahel und Varnhagen; aber sie nahm von nun an den innigen und von Geist und Herz durchwärmten Charakter an, der immer mehr sich steigernd, diese schöne Liebe zweier geistig so verwandten Seelen, bis zur Trennung durch den Tod Rahel's, beseelte. Ewig blieb für den überlebenden Gatten „Rahel das Neueste und Frischeste seines ganzen Lebens"; sie erwarb mit ihm das langentbehrte, langersehnte Herz, gepaart mit dem gewünschten Reichthum des Geistes, der durch ihren Umgang und

ihr Vertrauen immer mehr sich erhöhen und immer harmonischer sich mit den Tugenden des Herzens vermählen mußte. Varnhagen, jung und feurig, getrieben von einem edlen Drängen des Herzens und stets geleitet von einem feinen Geist, voller Eleganz und Liebe zur Wahrheit, tiefpoetisch, heiter und stets anregend in der Unterhaltung, verpflichtend und gern allem Großen und Edeln seine Unterstützung bietend — er mußte der Glückliche sein, der unter den zahlreichen Freunden Rahel's ihr Herz und ihren Geist gleichmäßig zu fesseln vermochte. Rahel, sich sehnend nach einem Wesen, das sie ganz verstände, und Varnhagen, schwärmend für die seltenen Eigenschaften der Geliebten, schloßen den innigsten und lautersten Bund zweier geadelten Herzen.

Varnhagen fühlte von nun eine neue Atmosphäre sich umwehen; die Unterhaltung über die hohen und bedeutenden Dinge, welche das Leben mit Reiz erfüllen, erschlossen immer mehr die beiden verbundenen Herzen zu innigem Vertrauen; die Literatur, die Wissenschaft, die Kunst und ihre vornehmsten Träger, welche den Salon Rahel's belebten, dienten ihnen zugleich zu immer neuen und bedeutenden Anknüpfungspunkten, um die eigene Sinnesweise zu entfalten. Allmälig wurde nun Rahel von Varnhagen in ihrem

ganzen Lebens- und Umfangskreise gesehen, und dies reizte ihn um so mehr, der Geliebten für vielfache Misverhältnisse sich zum Ersatze anzubieten. „Sie stand", schreibt er in seinen Denkwürdigkeiten, „in der Mitte eines großen Kreises gänzlich allein; nicht verstanden, nicht anerkannt, nicht gehegt, nicht geliebt, wie sie es bedurfte und verdiente, sondern gleichgültig außer Acht gelassen, oder auch eigensüchtig benutzt und misbraucht, wenn die Gelegenheit sich anbot..... Von der Flamme edler Begeisterung, von dem Triebe menschlich reinen Mitgefühls, von dem heiligen Dienste der Wahrheit, welches Rahel's Inneres erfüllten, ihre Eigenschaften beseelten und bewegten, von diesem innern Wesen wußten die Meisten nichts. ..."

Rahel war, wie schon gesagt, eine Natur, die der Liebe nicht gut entbehren konnte, und welche auch ihrerseits einen unendlich reichen Schatz dafür besaß. Dafür zeugen die Briefe an Varnhagen und die spätere Ehe Beider, eine der glücklichsten, welche von der Weihe der höchsten Empfindung getragen wurde. Bemerkenswerth ist noch, daß Harscher, einer Derjenigen, welche am meisten um die Neigung Rahel's sich bewarben, eine Art Neid und Eifersucht gegen den vor Allen begünstigten Varnhagen nicht unterdrücken konnte und Alles anwandte, um diesen von dem neuen Ver-

hältnisse abzuziehen, ein Versuch, der indessen ohne jegliche Wirkung blieb.

Nach glücklichen, im trauten Austausch der geheimsten und deshalb heiligsten Gedanken verlebten Tagen, mußte jedoch Varnhagen die Erreichung seines Lebenszieles anzustreben suchen, um eine dauernde Vereinigung mit Rahel zu bewirken. Nachdem er mit Wilhelm Neumann zusammen, und im Sinne des in die Welt hinausstrebenden Wilhelm Meister, seinen Roman „Karl's Versuche und Hindernisse" (1808, Bd. 1) begonnen, und die belebendsten Verbindungen, wie mit F. A. Wolf, Schlegel, Fichte, Schleiermacher, Steffens und Andern angeknüpft hatte, wurde auch er gleich Marwitz nach Ausbruch des Kaiserkriegs östreichischer Offizier, und nach mancherlei Veränderungen, 1813 russischer Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn.

Während durch diese beiden Männer und vornehmlich durch den Letztern Rahel's Gemüth einen außerordentlich kräftigen Halt erlangte, beschäftigte sich ihr Geist ununterbrochen mit den geistigen Evolutionen, welche immer stärker die deutsche Nation zu ihrer demnächstigen Erhebung vorzubereiten begannen. Ehe wir darauf specieller eingehen, ergänzen wir die Gruppe von Bildnissen aus Rahel's Umgang durch

zwei merkwürdige Persönlichkeiten, den Fürsten von Ligne und Heinrich von Kleist.

Der Fürst Karl Joseph de Ligne, einem der berühmtesten belgischen Geschlechter angehörig, mit den mächtigsten Häusern verwandt und Grand von Spanien, war gewissermaßen bei allen europäischen Höfen heimatberechtigt. Man liebte ihn unter dem ancien régime in Versailles, in Petersburg bei der großen Katharina, in Berlin beim großen Friedrich, in Wien beim letzten deutschen Kaiser. Geistig Franzose und Deutscher zugleich, nahm er für seine literarischen Productionen Frankreich zur Heimat, für seine Ehren und Würden Oestreich, welches ihn zum Feldmarschall erhoben hatte. Er war ein vortrefflicher Diplomat, ein tapferer Soldat, epikuräischer Philosoph, und vor Allem der liebenswürdigste Mann seiner Zeit; dabei schön, immer jung an Geist, wenn auch schon grau an Haar; echt ritterlich, witzig, stets heiter und den Scherz bis auf dem Sterbebett liebend; mit einem Witz und einem Bonmot diese Welt zu verlassen, war für ihn eine Ehrensache; lebensgenußsüchtig, war er gleichwol wohlwollend; verschwenderisch, gleichwol voll edler, oft sanfter Herzenswallung. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Typus der besten Tugenden und verzeihlichsten Fehler von den talons rouges des

ancien régime gern seine Liebenswürdigkeiten mit dem zu Allem geschmeidigen Geiste Rahel's austauschte, am längsten und innigsten, als sich Beide nach längerer Zeit 1811 in Teplitz wiedersahen. Teplitz war damals ein kleiner Hof von Coppet.

Der Fürst von Ligne hat viel geschrieben und sehr viel Geistreiches; seine Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires (1795—1811) betragen 34 Bände; mit einem Vorwort von Marheineke versehen, erschien später (1816), und nach seinen Oeuvres posthumes, die Philosophie du catholicisme.

Die letzte Wirksamkeit entfaltete der liebenswürdige Fürst beim Wiener Congreß, mitten in dessen Festen und berühmten Thatlosigkeiten er starb, nachdem er noch das schlagende und berühmte Bonmot in die Welt gesandt: Le congrès danse bien, mais il ne marche pas. Es war dem alten Herrn nicht anders möglich, als mit einem jovialen Scherz dem Tod in die Arme zu sinken, der ihn 1814, in einem Alter von beinahe 80 Jahren und von aller Welt betrauert und geliebt, überraschte.

Der Selbstmord Heinrich's von Kleist im Jahre 1811 mußte Jedem, der dieses mit sich über das Unglück seines Vaterlandes zerfallene Talent gekannt, wie eine blutige Mahnung zur Befreiung Deutschlands

erscheinen, und mag noch heute dem für seine Dichter gleichgültigen deutschen Volke ein Merkzeichen bilden, welcher große Schmerz eine Dichterbrust durchrauschen kann und wie erhaben in deutscher Poesie die Liebe zu einem Vaterlande strahlt, welches mit seinen Schätzen und Zierden, Leiden und Hoffnungen nur stumpfe Gleichgültigkeit von Seiten des Volks findet. Tiefathmend in den Sphären einer gewaltigen Poesie, zuckte Kleist's Herz bei jedem Sonnenstrahl vor Schmerz, der die Erniedrigung seines geliebten Vaterlandes beleuchtete; der Patriotismus, wie er nach seinem Tode plötzlich mächtig durch alle edlern Herzen rauschte, das war sein Gott, sein Glaube, seine Poesie, seine Liebe; das Vaterland, das in Schmach und Entnervung zu den Füßen französischer Adler lag, das war sein Gram, sein Schmerz, seine Klage, sein Lied, — das zerspaltete dieses düstere, von hundert Funken glühende Gemüth, das machte ihn zu einem politischen Werther und trieb ihn endlich zum Selbstmord, da er nicht die Kraft in sich fühlte, mit seinem Schmerz und Gram, wie Rousseau lehrt, in die Wälder zu flüchten; fern dieser sogenannten Civilisation, welche das Herz mit Füßen tritt, den Menschen um der Menschenwürde wegen zur Maschine erniedrigt, und welche mit dem Preis von

hunderttausend Unglücklichen und Hungernden diesen Milbenhaufen Gesellschaft, alles Glaubens, aller Liebe, alles Christenthums baar, seiner unglücklichen Bestimmung näher führt.

Heinrich von Kleist, verzweifelt über das gefesselte Deutschland, erschoß sich zu Ende des Jahres 1811, indem er zugleich dem Todesverlangen einer kranken Freundin, Adolphine Vogel, Gehör gab und seinem Vaterlande, wie eine furchtbare Mahnung, seine Dichtung „Die Hermannsschlacht" zum Nachdenken ließ.

Das Schreiben, welches Rahel an Marwitz unmittelbar nach diesem entsetzlichen Ereigniß richtete, beweist, wie sehr sie Kleist's Natur erkannt hatte und wie hoch sie sein Opfer zu ehren wußte:

„Gestern", lauten ihre Worte, „hätte ich Ihnen doch geschrieben, wenn mich nicht Heinrich Kleist's Tod so sehr eingenommen hätte. Es läßt sich, wo das Leben aus ist, niemals etwas darüber sagen; von Kleist befremdet mich die That nicht; es ging streng in ihm her, er war wahrhaft und litt viel. Wir haben nie über Tod und Selbstmord gesprochen. — Sie wissen, wie ich über Mord an uns selbst denke; wie Sie: Ich mag es nicht, daß die Unglückseligen, die Menschen, bis auf die Hefen leiden. Dem

wahrhaft Großen, Unendlichen, wenn man es concipirt — kann man sich auf allen Wegen nähern; begreifen können wir keinen, wir müssen hoffen auf die göttliche Güte, und die sollte gerade nach einem Pistolenschuß ihr Ende erreicht haben? — Unglück aller Art dürfte mich berühren? Jedem elenden Fieber, jedem Klotz, jedem Dachstein, jeder Ungeschicklichkeit sollte es erlaubt sein, nur mir nicht? Siechen auf Krankheits- und Unglückslagern sollt' ich müssen, und wenn es hoch und schön kommt, zu achtzig Jahren ein glücklicher imbécille werden, und von dreißig an schon mich ekelhaft deterioriren? Ich freue mich, daß mein edler Freund — denn Freund rufe ich ihm bitter und mit Thränen nach — das Unwürdige nicht duldete: gelitten hat er genug. — Keiner von Denen, die ihn etwa tadeln, hätten ihm zehn Thaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätte er sich ihm nur zerstört zeigen können. Den ewigen Calcul hatten sie unterbrochen, ob er wol Recht, ob er wol nicht Recht zu dieser Tasse Kaffee habe. Ich weiß von seinem Tode nichts, als daß er eine Frau und dann sich erschossen hat. Es ist und bleibt ein Muth. Wer verließe nicht das abgetragene, incorrigible Leben, wenn er die dunklen Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete? Uns loslösen vom

Wünschenswerthen, das thut der Weltgang schon. Dies von Denen, die sich nichts zu erfreuen haben; forsche ein Jeder selbst, ob es viele oder wenige sind."

IV.

Es ist bereits im vorigen Abschnitte angedeutet worden, durch wie mannichfache Umstände das Nationalgefühl und die verloren gegangene deutsche Nationalehre allmälig wieder erweckt wurde. Jene Zeit der Schmach unseres Vaterlandes und jene Belebung der deutschen Geister ist unendlich groß, unendlich erhaben; nicht etwa wegen der Geißelhiebe, die wir als Unterjochte erhielten; wohl aber wegen der Hoffnungen, die in der gepreßten Brust der deutschen Nation sich bildeten, und welche rein als solche zu den größten Phänomenen zu rechnen sind, die wir in unserer intellectuellen Geschichte zu markiren haben.

Johann Gottlieb Fichte hat das Verdienst, das Deutschthum und das Nationalehrgefühl der Nation aufs Höchste gefördert zu haben. Fichte war durch und durch ein deutscher Mann, ja noch mehr ein

deutscher Philosoph, welcher mit dem Gewicht, welches er auf die Erziehung des Volks legte, zum ersten male die Wissenschaft zu einem Gemeingut nicht blos privilegirter Stände machte. Fichte hatte ein Herz neben dem tiefen Speculationsgeist; in seiner Wissenschaftsbahn marschiren nicht blos die Dogmen, Thesen und Geistesregeln, sondern man hört in dieser Sprache die Wärme eines weichen, an Hochherzigkeit und Bravheit gediegenen Herzens; er liebte die Philosophie wie die befruchtende Göttin, welche die Bestimmung des Menschen zu veredeln habe; er besaß Klarheit und Wahrheit, Innigkeit und edle Gesinnungen; er war für alle Gebildete ein Herr, für jeden Menschen ein Meister. Wir brauchen nicht erst hinzuzufügen, daß auch Rahel diesen muthigen, braven, echt deutschen Denker über Alles verehrte.

Berlin war, als der König seine Residenz in Königsberg hatte, die Centralstelle für geistige und literarische Angelegenheiten, die es merkwürdigerweise aber nur solange für Deutschland blieb, als bis der König durch die Errichtung der Universität diese geistige Metropole des Nordens gerade noch mehr zu heben gedachte. Fichte lebte, überall verfolgt und verwiesen, in der Hauptstadt Preußens; dorthin berufen durch Friedrich Wilhelm III, der sich, seinen Adel der Ge-

sinnung und den Staat Friedrich's des Großen für immer damit ehrte. Muthig hielt der große Philosoph inmitten der französischen Herrschaft, und trotzend der für einen großen Cäsar kleinlichen Ueberwachung, seine berühmten „Reden an die deutsche Nation", im Winter von 1807—8, die mit ihrem glühendem Athem und ihrer angreifenden Wahrheit die welken Gemüther des Volks zu neuer Kraft und ungekannter Energie belebten. In ihnen leuchtete die heilige Wahrheit, die Ehre der Nation, die Kraft der Begeisterung; sie bildeten die Politik der gesammten Vaterlandsliebe.

Wir müssen noch einmal darauf verweisen, daß damals der Begriff Dessen, was wir heute mit einer gewissen Achtung vor dessen Intelligenz, Volk nennen, kaum irgendetwas mit den edlern Aufgaben der Menschheit gemein hatte. Das Volk in Deutschland und auch in Preußen war im ersten Decennium dieses Jahrhunderts noch ganz dasselbe wie im 18.; zurückgesetzt vom öffentlichen Leben und Handeln, begnügte es sich allen Ereignissen in demselben wie eine empfindungslose, neugierige Menge zuzuschauen, entbehrte jedes Urtheils, ja, jeder Urtheilskraft; dachte nur an sein Stück elendes, materielles Leben und kümmerte sich beileibe nicht um Politik oder Philo-

sophie oder religiöse Fragen. Es saß theilnahmlos an seinem Herd, kochte, aß, trank, arbeitete und schlief, und folgte nur, wenn die bessere Gesellschaft es mitzog, den geistigen Bewegungen, die sich auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens oder der Kunst bemerkbar machten. Einestheils hatte dies seinen Grund darin, daß man von Oben herab bis dahin sich nicht im Geringsten um die intelligente Wohlfahrt des Volks gekümmert hatte; anderntheils war aber, eben wol durch den Mangel der Anreizung, das Volk selbst so schlaff und träge, um sich nach einer Theilnahme an andern als hausbackenen Dingen zu drängen. Es war mit Einem Wort vor funfzig Jahren ein so anständiges, charmantes und gutes Volk in Deutschland, wie ein großer Theil des heutigen Adels und die „kleinen Herren“ es noch für die Gegenwart wünschen.

Die damalige Aristokratie, besonders die preußische, wurde indessen von einem bei weitem edlern Geist geleitet. Die französische Revolution wurde vom Adel in seiner Idee aufgefaßt und diese dem Volke durch die Literatur allmälig zugänglich gemacht. Der Adel war es, der in jener Zeit factisch die Stütze des Staats bildete, durch seinen Reichthum sowol wie durch seine Intelligenz, zwei Kräfte, welche heute zum

größten Theil im Besitz des damals von ihm cultivirten Volks sind, und deren fortwährende Vermehrung auch den regelmäßigen Verlauf des staatlichen Lebens in aufsteigender Linie mit sich brachte. Der Wohlstand sowol wie die Bildung werden für eine Volksclasse nach der andern die Brücke zur politischen Macht, und nur die Vereinigung der Armuth und Unwissenheit vermag den frischen und neuen Zudrang zur Theilnahme an der Uebung der öffentlichen Gewalt zu verhindern.

Die Aristokratie im Anfange dieses Jahrhunderts war in der That eine echte; ein wahrhafter Adel, und weit verschieden von dem heute zum Junkerthum ausgearteten, welches alle Fehler desselben, aber keine seiner vielen Tugenden besitzt und, ohne ein wirkliches Verwachsensein mit dem Staate zu repräsentiren, nichts hat, als seinen Dünkel und die Gunst der Höfe.

Damals jedoch war der Adel mit dem Staate innig verwachsen; d. h. er hatte seine starken Wurzeln in der Vergangenheit und seine gesunde Krone in der Gegenwart; in ihm lag Alles, was seine Erben heute vielfach verloren haben: die kriegerische Kraft, der Reichthum, die Achtung oder die Furcht des großen Volks, der Vorzug der geselligen Bildung und der feinen Sitte. Er pflegte die Literatur, die

Wissenschaft, die Künste und erschloß, nicht verschloß, den Gedanken neue und edle Richtungen. Das können wir nie genug der Aristokratie danken, daß sie es war, welche in der Zeit der Trauer und Erniedrigung das Volk, die bisher ungebildete Masse, mit dem Samen der Intelligenz befruchtete, es aufrüttelte, aufschüttelte, aufweckte und aufklärte. Durch den deutschen Adel hat das Volk alle seine herrlichen Geistesschätze sich erworben, vom Mittelalter an bis zum Befreiungskriege; das Verdienst muß ihm ewig bleiben und wird immer der Schmuck desselben sein. Durch ihn senkte sich die Intelligenz bis in die dichten Schichten des gewöhnlichen Volks, ein Proceß der ununterbrochen vom Anfange dieses Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag noch währt und zur Folge hatte, daß alle Tugenden jener Aristokratie heute ihren Nachkommen geraubt sind, und daß die Macht des Volkselements, bestimmt, für die Zukunft sich immer mehr zu vergrößern, das allgemache Absterben der Aristokratie bewirkte. Wohlstand und Intelligenz sind heute ausschließliches Eigenthum der Volksmacht, welche auch zugleich damit den Hauptfactor der politischen Bewegungen bildet, nachdem die deutsche Aristokratie an der Unfähigkeit, ihre Rolle den nachstehenden Foderungen der Geschichte anzupassen, untergegangen ist

und in der Bildung des heutigen Junkerthums den Staat nicht stützt, sondern auf ihn sich stützt und damit seine Kraft schwächt. —

Der Adel, welcher damals alle Intelligenz und Schöngeisterei liebte und pflegte, machte damit die träge Volksmasse mehr denn je belebt. Indem er Fichte's Anstrengungen eifrig unterstützte, regte er das Volk auch zu Energie und Thatkraft auf, sobald dieses belehrt wurde, welche Macht, welches Gewicht und welche Wichtigkeit in ihm liege. Es schien der Volkskraft anfangs unglaublich, daß auch sie im politischen Leben eine Rolle zu spielen berechtigt sei; aber bald schlossen sich die von der französischen Revolution her in ihr gesammelten elektrischen Atome zu einer lichten Flamme zusammen; das Blut rollte schneller in den Adern des Volks; das Ehrgefühl zitterte, nachdem es vom Druck der Dumpfheit befreit war; das Auge blitzte, die Hand lernte sich ballen und die Begeisterung brach zum ersten male in ihm infolge der Intelligenz empor

Während Fichte's „Reden an die deutsche Nation" Unendliches zur Regeneration derselben beitrugen, organisirte sich — und wiederum durch den Adel — nebenbei die Nationalkraft im Geheimen durch den Tugendbund, als dessen Seele der edle und für

immer im Herzen des Volks lebende Minister von Stein galt. Man fing damals zugleich an, eine Herstellung der deutschen Einheit anzustreben; man rüttelte die nationalen Elemente auf, indem man ihnen ihre Fesseln vor Augen hielt und Appel an ihr Vaterlandsgefühl machte; man setzte die Befreiung des Vaterlandes mit einer Freiheit der nationalen Kräfte und Ansprüche in Verbindung, und liebte es, die Kraft des Volks als die vornehmste und gewaltigste des Staats hinzustellen. Nun natürlich, als das Volk so von seiner Wichtigkeit unterrichtet wurde, nahm es nicht Anstand, den Platz einzunehmen, der ihm geboten wurde, und von dem fortzudrängen es später nicht wieder gelang. — — — Das Lebendige lebt nur im Staate und die frische, anstrebende, muthige Volkskraft summirte von nun in sich Alles, was Leben heißt. Die Volksmacht sollte anfangs nur zur Befreiung des Staats dienen; sie diente dazu, aber pochte nun auch darauf, ein Bestandtheil des Staats in jeder Beziehung zu bleiben.

Indessen schien der Augenblick noch nicht geeignet zu sein, mit der heimlich und still organisirten Nationalkraft die Adler Frankreichs aus dem Vaterlande zu treiben. Das Kaiserreich kniete noch furchtbar auf der Brust der Borussia und auf den Trümmern des

alten Heiligen römischen Reichs. Alles war dumpf, aber gewärtig des verzweifelten Kampfes; Alles lauschte, ob keine preußische Trommel sich rühre, ob kein königlicher Wink von Königsberg sich zeige; Alles trauerte um Fürst und Vaterland und stand dunkel und gedrückt da, als ob nach lange verharrendem Wetter, wo man eben von den Ueberbleibseln sich das Leben noch zurecht stellen will, doch noch Wolken genug da sind, um den ganzen Himmel mit Gewitterdrohung zu beschweren. Jetzt schlug wol zum ersten male jener Schmerz in die Herzen der Nation, daß sie die Größe nicht mehr besitze, die sie einst durch Friedrich's des Großen Siege genoß. Damals, das fühlte jetzt jedes Kind, konnte Preußen stolz sein; es war auf die Höhe von ganz Europa gewogt worden und jeder Preuße hatte Theil an seines Vaterlandes Ruhm, in dem die wahre Sonne strahlte und aus dem sich her zu nennen eine Ehre ohne Gleichen war. Und als nun zuerst wieder preußische Truppen in Berlin einzogen — welche Freude, welcher Taumel, welches Entzücken in der ganzen, sonst so kalten Bevölkerung! Man gab aus Freude Freikomödie und große Tafel den Offizieren; die ganze Stadt war hin, um preußische Truppen wieder zu sehen, besiegte und gedemüthigte Krieger, die mittlerweile danach dürsten ge-

lernt hatten, ihre Schmach mit frischen Lorbern zu sühnen.

„O! Ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe!" schreibt Rahel und spricht damit den Gedanken des ganzen preußischen Volks von damals aus. „Wie Einer, der durch Physik den Werth des Bluts etwa nicht kannte; wenn man es ihm abzieht, wird er doch hinstürzen. Ich kann aus losgelassenem Schmerz nicht hingehen, jeder Reitknecht mit preußischen Pferden, der vorbeigeht, pumpt mir einen Strom von Thränen ab. ... Ja, ich bin von meinem Lande genährt und erzogen; und denke, ich bin doch modificirt über Alles, wie die Besten darin; dies wäre mir in jedem Lande geschehen: aber ich habe ja in meinem gelebt; sehen und denken und Antheil nehmen lernen, und wahrlich hier geschützt, und das fühlte ich immer. Was mich unaussprechlich kränkte diese Woche, war, daß mir ein preußischer Militär begegnete, dem alle Jungen nachliefen und alle Menschen nachsahen, und auch ich wußte nicht, ob es ein Offizier, ein Unteroffizier oder ein Soldat war. ... Wie ein Schweizer Berge kennt, ein Franzose Höflichkeit übt, ein Engländer von seinem Parlamente weiß, so wußte hier bis auf die albernste Demoiselle jeder, was gut marschiren, aufsitzen u. dergl. war. Ohne zu

wissen, daß sie es wissen. Und nun schloß ich nur, es sei ein Preuße, und erkannte den Grad nicht mehr! ..."

Der Tod der innig geliebten Königin Louise trug noch mehr belebenden Patriotismus in die Reihen des aufgewachten Volks: — und endlich schlug sie auch, die Stunde, wo sich die goldene Fahne der Vaterlandsliebe entrollte!

Zertrümmert, vernichtet, erfroren, verhungert, kehrten die unglücklichen Trümmer der großen Kaiserarmee aus den russischen Eisfeldern zurück; der Kaiser jagte von Polen her fast flüchtig durch seine Staaten bis nach Paris; ein Jeder faßte sich an die Stirn und vermochte es nicht zu glauben, daß ein Napoleon und seine immense Armee so plötzlich besiegt sei, daß beide zurückkehren könnten wie Besiegte! ... Jetzt war der Augenblick der Befreiung da: ein Wink des Königs — und hunderttausend seiner Unterthanen stiegen aus dem vaterländischen Boden heraus und dienten, Gewehr beim Fuß, zum Sammelplatz des ganzen preußischen Volks in Waffen.

Jeder, der nur noch die Waffen tragen konnte; Knaben, die kaum der Last des Gewehres gewachsen waren; Jeder der hassen konnte und Begeisterung kannte, der die Größe der Nation mit seinem Blute

bezahlen wollte, hatte er gleich Weib und Kind, kranke Aeltern oder Geschwister; Jeder endlich, der Preuße war, folgte dem Rufe des Königs, denn dieser Ruf war zugleich der Schrei der Nation. Alles war Volk, nur Volk in diesem Augenblick; es galt die Ehre, die Befreiung, das Vaterland zurück zu gewinnen; nicht Blei genug konnte es geben, nicht Fahnen genug, nicht Banner genug, um die große Schande auszuwetzen: — ein Ruf der Ehre von Memel bis in die fernsten Winkel deutscher Gauen, und darüber fort das Geklirr der Waffen und Degen, das Rollen der Kanonen und der donnernde Gesang begeisterter Krieger!

Aus der Asche erstand Preußens Phönix. Der des innern Kittes, des Oeles der Seele entbehrende Staat hatte sich verjüngt und inmitten seiner Erniedrigung sich zum ersten Staate der deutschen Intelligenz umgewandelt. Die ritterlich gewordene Nation der deutschen Zukunft an der Spitze, schaarten sich alle Stämme, alle Völker des zertrümmerten deutschen Kaiserreichs hinter ihr auf. Man hatte nichts als Muth, Begeisterung und seine Ehre den schlachtgewohnten Garden und Kriegern des Cäsars entgegenzusetzen; aber man siegte, wie die Wahrheit siegt; man schlug, wie man Helden schlägt; man

stürmte, man jauchzte durch den Pulverdampf der Kanonen, von denen jeder Schuß die Morgenröthe der Befreiung begrüßte; man keuchte, man rang und bezwang — und von der Katzbach an bis zum Rhein, von Weiler zu Weiler, von Stadt zu Stadt, bis zu der Kathedrale von Paris, erbebte das donnernde deutsche Victoria!

Und nun die Frauen! Auch sie opferten, was sie besaßen, dem Vaterlande; ihre Liebe war jetzt nur für dieses; ihre Hülfe, ihre Tugenden nur für die Sühne des Landes. Alle gaben, was sie hatten, ihre Wäsche, ihre Kleinodien, ihre Juwelen und Ringe, ihr Geld, ihr Brot, ihren Wein, ihre ganze Küche, ja die Pracht ihrer Haare. Die Kranken, das waren ihre Geliebten; die Verwundeten, das waren ihre Helden: — was jemals der Schmuck deutscher Frauen gewesen ist, das strahlte in jener Zeit des Völkerkampfes mit nie gekanntem Glanze. Auch sie waren verjüngt, waren neue deutsche Frauen mit den Tugenden der Sanftmuth, der Milde, des Wohlthuens, des Mitleids und der über Alles erhabenen Menschenliebe.

Hören wir auch hierbei Rahel:

„Diesen Morgen muß ich nach Hemden laufen", schreibt sie an Varnhagen im April 1813, „ich muß

es, weil ich mir keine Mühe, kein Klettern, keine Anrede und Rede mit gemeinen Leuten verdrießen lasse: weil ich denke, je schneller die Hülfe, destomehr ist sie Hülfe: weil ich weiß, was krank schmachten ist, und keine Wäsche anziehen können, ebenso schlecht ist, als keine anzuziehen haben. Unser großes Lazareth war in einem schrecklichen Zustand! Wegen unordentlicher Einrichtung und Deprädation. Kaum erfuhr es aber die Stadt, so war ein General-Aufstand. Jeder schrie, lief und gab. . . . Die schnellsten Einsammlungen kamen in drei Tagen zusammen; vom neuen Lazareth wurde Alles hingeschickt, alle Aerzte sammelten sich, fuhren mit großen Geldbeuteln; Wäsche aller Art, Betten, wurden nach ihren Häusern geschickt, Essen, wo immer 125 Frauen kochen ließen; keine schlief, keine ruhte mehr. . . . Ich schreibe dies mit Thränen in den Augen und mit Entzücken über unsere Stadt. . . . . Gott gebe meinen geliebten Landsleuten Muth und Bescheidenheit. Unser armes Land leidet entsetzlich. Jeder Kerl geht mir in die Seele. . . . Alles hat Muth, Willen und Hülfe in jeder Art. Auf der Gasse kann man es hören, bei jedem Vorübergehenden; das Papier ist zu klein zu allen Anekdoten! Jünglinge verzweifeln, die nicht mit sollen; übernehmen drei, vier Posten und Stellen

für ihre Brüder und sagen, sie überleben die Schmach doch nicht!"

Die Größe der deutschen Nation steht in jenen Tagen unvergleichlich da; nur ihr Muth allein, ihre Begeisterung, ihre Opfer und Liebe vollbrachten, was unmöglich schien und für immer gigantisch bleibt. Hatte man nicht das eingeschlummerte Gefühl der Nation, nicht ihren alten Sinn für Freiheit, für ihre alte Glorie und Unabhängigkeit wieder emporgerufen, indem fürstliche Worte ihr verkündeten, daß ein deutsches Reich wieder errichtet werden sollte, eine neue politische Einheit Deutschlands, wodurch dessen Völkern ein ihnen angemessener Platz in der Reihe der europäischen Staaten angewiesen würde? Das hieß zum Volke sprechen, und Alles gab dasselbe hin, um jene goldenen Verheißungen zu erringen und mit seinem Herzblute zu erobern, was ihm das Theuerste war. Deshalb diese Begeisterung, dieser Muth und Energie; deshalb diese Opfer und Hingebung; deshalb der Sieg und die donnernden Victoriarufe: — ist das Volk einmal erwacht und hat es einmal sich als Riese erhoben, dann siegt es immer!

So zogen die deutschen Heere wie im Siegesflug durch Deutschland; die französischen Vesten wurden

genommen; die Marschälle des Kaisers geschlagen, und von der Höhe des Montmartre herab sahen die vom Pulverdampf geschwärzten Krieger die Weltstadt zu ihren Füßen. Dahin war das große gigantische Reich, in dessen Herz die einst besiegten Völker jetzt unter den Klängen von Siegesmärschen drangen! Dahin war der Cäsar, gebrochen sein Muth, zertrümmert sein Thron, zerschmettert der riesige Koloß. Mit der Thräne ungeheuern Schmerzes im Auge nahm der Kaiser Abschied von seiner Größe und seinem Reich; er umarmte zum letzten male im Hofe von Fontainebleau seine lorbergeschmückten Adler, und die alte bärtige Garde präsentirte zum letzten male dem genialen Feldherrn ihre Waffen; die Thränen alter, verwitterter Krieger rollten wie flüssige Diamanten den blitzenden Lauf der Gewehre entlang: Der Kaiser grüßte mit umflortem Blick:

„Lebt wohl, meine Garden!" ruft er aus, und unter dem dumpfen Trommelwirbel verläßt der entthronte Cäsar seine Armee, sein Reich, seine ganze gigantische Herrlichkeit! — —

Und von den Thürmen der Kathedrale zu Notre-Dame schwingen sich die Tauben des Friedens empor, um der ganzen Welt das namenlose Glück zu verkünden. Ueberwältigt vor Freude umarmen sich die

Krieger, die Bürger, die Armeen, die Völker und Fürsten; die Waffe wird, geschmückt mit deutschem Eichenlorber, in den Winkel gestellt, und heilige Friedenshymnen erschallen in den Kirchen, zu Gott, dem ewigen Vater und Retter der Bedrängten, empor.

Kein Mensch ahnte, daß noch ein furchtbarer Kampf geschlagen werden sollte; der erste Friede bereitete unendliche Seligkeit und Niemand dachte daran, daß man nur erst den Cäsar geschlagen, und daß nun Napoleon noch zu besiegen sei!

Rahel, welche sich während eines großen Theils der Kämpfe in Prag aufhielt, bethätigte dort im höchsten Grade alle die Hülfe und Unterstützung, welche ihrem Herzen und ihrer deutschen Vaterlandsliebe noth thaten. Sie opferte Alles, was sie nur opfern konnte; sie errichtete ein förmliches preußisches Bureau in Prag, dem ersten großen Hauptquartier der verbündeten Armeen; sie sammelte für die Bedürftigen, pflegte die Verwundeten, unterstützte die neu in die Vaterlandsarmee Eintretenden und für Alle ein Trost, war sie für Alle auch ein Muster des Eifers.

In Prag sah sie Marwitz zum letzten male, der schwer verwundet bei Koßwig gefangen wurde und

endlich einen glücklichen Zufall benutzte, um zu entfliehen und bei Rahel die Pflege zu suchen, die ihm leider nur ward, damit er einige Monate später den Tod finden sollte.

Von Berlin und Prag aus leitete man die Armee, die diplomatischen Verhandlungen und den öffentlichen Geist. Rahel war sozusagen mitten in diesem Strome und leitete vielfach durch ihren Rath die zahlreichen, um sie sich schaarenden Freunde. Keine bedeutendere Gelegenheit ging vorüber, die man nicht zur immer erneuten Anregung und Aufregung gegen den gemeinsamen Feind ausbeutete. So auch bei Moreau's Tod, der, im Gefecht bei Dresden, im August 1813, verwundet, einige Tage darauf infolge der Amputation erfolgte.

Moreau, der berühmteste General zur Seite Bonaparte's, und von diesem 1803, wegen wol grundloser Verdächtigung, mit Pichegru in geheimem Briefwechsel gestanden zu haben, verbannt, war auf Einladung des russischen Kaisers aus seinem Exil in Amerika nach Europa zurückgekommen, um als General in dem Heere der Verbündeten gegen seinen ehemaligen Rivalen zu kämpfen. Er war, immer furchtbar dem Kaiser Napoleon, eine populäre und von Seiten der patriotischen Partei sehr beliebte Größe;

nicht allein seine Betheiligung an dem Kampfe gegen Napoleon machte im Heere desselben, welches durch ihn die tüchtigsten Generale erhalten hatte, vielfache Wirkung; sondern auch seine Bravheit und Energie als russischer General erhoben ihn zu einer ansehnlichen Macht. Der Tod desselben mußte demnach als eine bedeutende Gelegenheit angesehen werden, den Haß und den Muth der deutschen Kämpfer noch mehr anzuspornen. „In der Zeitung, die ihr ausgebt", heißt es in einem Briefe Rahel's an Varnhagen, „gefiel mir das über Moreau's Tod; und das sehr gut. ... Ich bin noch außer mir darüber. — Wird auch das Volk, dem eure Zeitung umsonst vertheilt wird, die Sprache verstehen? O, ich es möchte darin in gemeinen Worten, zum Guten, zum Wohlthun, zur Geduld, zur Milde, zum hoffnungsvollen Harren, zur Verträglichkeit ermahnen: wie ich es wol manchmal kann. Möchte ihm anempfehlen, nur immer das Allernächste recht zu thun, gleich gut. ..."

Als einen literarhistorischen Beitrag und interessantes Memoire füge ich bei dieser Gelegenheit ein Gedicht vom Kriegsrath von Held bei, welches seiner Zeit, nämlich 1804, nicht abgedruckt werden durfte, sondern erst im Jahre 1813 nach Moreau's Tode in der Vossischen Zeitung erschien:

Nachruf
an den französischen Feldherrn Moreau bei seiner Abreise aus Europa nach Nordamerika im Jahre 1804.

Cui pudor, et justitia foror,
in corrupta fides, nudaque veritas
quando ullum inveniunt parem.
Horat.

Fahre wohl! Die Blicke aller Guten
Folgen auf des Weltmeers blauen Fluten,
Braver Mann! Dir, gen Atlantis nach.
Unbefleckt begleitet deine Ehre
Dich nach einer jeden Hemisphäre:
Fahre wohl! Dich schändet keine Schmach.

Wir durchschauen der Sophistik Normen,
Wir verachten jener Arglist Formen,
Die durch Possen nur und Furcht regiert.
Viel zu sanft warst du, zu gut und ehrlich,
Flohst die Lüge — und das ist gefährlich,
Wo die Gaukelei das Ruder führt.

Dir, ja dir! als seinem echten Sohne
Beut der Ruhm die schöne Strahlenkrone,
Und sein Mantel wird dein Kleid.
Auf die Hencheler, die im Prunk sich blähen,
Kann die Nachwelt nimmer liebend sehen.
Edle Männer trägt die Ewigkeit.

Zwar gewiß — wenn in Poseidon's Wüsten,
Und Südspaniens beschäumten Küsten,
Nun dein Schiff mit frischem Ostwind sticht,
Und in Wellen sich die Ufer senken,
Fließen — o, wer kann es dir verdenken? —
Heldenzähren über dein Gesicht.

So vertrieben von geliebten Laren,
Nach Europens letzten Caps und Pharen,
Siehst du trauernd vom umwogten Bord.
So belohnet seine Aristiden
Jedes Vaterland. Die Tindariden
Aber leuchten dir zum sichern Port.

Wie du Sklavensinn nicht konntest heucheln,
Weil zu stolz du warest, um zu schmeicheln,
Mußt du weichen auf dem Ocean.
Doch das Land, das Washington der Große
Gründete, wird gern in seinem Schooße,
Wird mit offnen Armen dich umpfahn.

Dort wird nicht der Neid mit Tigerkrallen
Auf den Lorber deines Hauptes fallen;
Dort, beim Donner von dem Niagara
Plärrt kein Bonze an geweihter Stätte
Auf zum Weltgeist lästernde Gebete;
Freiheit thront in Nordamerika.

Tröste dich! Es geht an deiner Seite
Eine keusche Frau und theilt die weite
Reise, theilet das Exil mit dir.
Glücklicher als eine Kaiserkrone
Macht das Herz. Es bleibt in jeder Zone
Frauentugend auch des Mannes Zier.

Fahre wohl! Vertraue der Geschichte,
Daß sie dich einst vor der Zukunft richte.
Nach dem Tode spaltet sich der Lohn.
Tugend zeigt am stygischen Gestade,
Dir Elysiens umgrünte Pfade,
Aber deinem Feind — den Acheron.

von Held.

Der Aufenthalt Rahel's in Prag brachte sie auch von neuem mit Gentz zusammen, der, bekannt mit allen Großen und Einflußreichen des Reichs, und von jeher mit innigem Vertrauen Rahel zugethan, diese selbstverständlich auch mit seinen Bekanntschaften in Verbindung setzte und ihr damit zu einem, jedoch niemals von ihr durch Intriguen gemisbrauchten, politischen Einfluß verhalf.

Friedrich von Gentz, geboren 1764 zu Breslau, war der erste deutsche Publicist, kann man sagen, der durch sein Talent sich allein so hoch geschwungen hatte, wie in Deutschland Niemand nach ihm. Er repräsentirte in seiner Carrière gewissermaßen die Anerkennung des publicistischen Schriftstellers; die Ehre seines Standes, die Achtung vor dem Talent, die Hoheit der Feder. Während in Frankreich nach der napoleonischen Zeit diese Hochachtung und Werthschätzung vor dem publicistischen Talent sich so groß gestaltete, daß jeder Staatsmann und Minister seine Carrière zuerst in dem Journal begann und durch publicistische Arbeiten anbahnte, verlor sie sich in Deutschland plötzlich in eine sehr bedenkliche Düne, ja, sie schlug allgemach, und aus Ursachen, die wir gern übergehen wollen, in eine vollkommene Verachtung gegen die journalistischen Schriftsteller und gegen den gesammten

Stand derselben um. Mit Gentz feierte die politische Schriftstellerei ihre Glanzepoche, aber er selbst mag wol viel dazu beigetragen haben, und nicht in der edelsten Absicht, dieselbe zu miscreditiren, um dem Geheimerath Schmalz, unliebsamen Andenkens, dann die weitere Herabwürdigung und Verdächtigung jener Beschäftigung zu überlassen. Nach Gentz ist dann die politische Schriftstellerei gänzlich gesunken und der Begriff „Zeitungsschreiber" ähnelte vielfach dem, mit welchen man vor hundert Jahren noch den eines „Komödianten" belegt hatte. Es mag sein, daß die Publicisten in Deutschland größtentheils des Talents und besonders des Muths entbehrten, um das immer mehr um sich greifende Vorurtheil gegen sie zu vernichten; besteht doch noch heute, wo man im Allgemeinen Hochachtung und Respect in allen Kreisen vor der Presse hegt, der publicistische Muth nicht in Dem, was von ihm geschrieben steht, sondern in Dem, was von ihm verschwiegen wird; — aber immerhin gab es niemals genügende Veranlassung, einen Stand zu misachten, der bei verständiger Pflege stets eine mächtige Stütze des Staats werden wird, und der, aus Ueberzeugung für eine ehrliche Sache gewonnen, mit seinen Federn wol eine große Armee ersetzen kann. Das glänzendste Beispiel hiervon bietet Gentz, der ein-

fache, aber geniale Publicist, bei dessen Tode alle Höfe Europas begriffen, was sie mit einem solchem Talent verloren hatten.

Der Herr von Gentz war eine Natur, die, möchte man sagen, aus dem französischen ancien régime nach der schlesischen Provinz hineingeschneit worden war. Er war ein feiner Geist, geschmeidig wie ein Jouvin'scher Glacéhandschuh, dabei zäh wie Lederzucker; witzig und sarkastisch, mit einer feinen Nase und äußerst scharf geschliffenen Sinnen, ein eminentes Talent für die Polemik, ein Meister des Stils, ein Mann der Feder, mit einem politischen Organismus wie ihn Metternich hatte und Gall ihn nicht entdeckte; ein recht charmanter, recht liebenswürdiger alter Sünder; verschwenderisch wie Fürst de Ligne; ein Lebemann wie der Cardinal Rohan; ein im Gemüth sehr gutmüthiger Roué, sehr eigennützig, sehr verliebt in das blanke Gold und in reizende Frauen; sehr bekümmert darüber, daß der Mensch sterben muß, ja, sehr ängstlich über diese Fatalität; ihn reizte und er liebte das Leben mit den zwei Beinen und den charmanten Misèren hier unten hundert mal mehr, als das für ihn sehr zweifelhafte jenseits der Wolken; dabei war er ehrgeizig, und hatte das Glück sich in dieser Leidenschaft vollauf sättigen zu können — genug, er war

das Alles genießende Leben und stets erfreut darüber, daß er, wie er einst schrieb: e vita, plenus conviva recedat, vom Tisch des Lebens, ein gesättigter Gast, sich erhob.

Schon früh und in der Blütezeit seiner freisinnigen publicistischen Thätigkeit kam er in Rahel's Salon, und erwarb sich bald die Freundschaft dieser Frau; denn Herr von Gentz war sehr liebenswürdig, sehr geistreich und auch sehr bald berühmt. Ueberdies mußte die Naivetät, mit der er alle seine Sünden und Laster allerliebst graciös eingestand, ihn stets zu einem der interessantesten Männer machen, und Rahel's Geist fesselte ihn überdies so sehr, daß er bis zu seinem Tod unendliches Gewicht auf die Ansichten, Achtung und Zuneigung dieser Frau legte, die freilich weder seine politischen Grundsätze, noch seine öffentliche Wirksamkeit mit Lob zu lohnen gedachte. Indessen darüber setzte sich Gentz sehr leicht weg, als Politiker war er sogar gern bereit, möglichst mit Niemandem in gleicher Meinung zusammenzutreffen, mindestens es nicht einzugestehen. Dabei liebte er stets die Schöngeisterei und pflegte ihrer bis an sein seliges Ende, und in dieser Lieblingsneigung war denn Rahel vor Allem seine Größe.

Indessen ereignete sich bei ihm die leicht erklärbare

Menschlichkeit, daß er mehr Schulden hatte, als ihm, trotz aller Neigung für dergleichen, lieb war. Daß Schriftsteller am Ende die Schulden lieben und in der That auch dergleichen in recht anständiger Quantität aufzuweisen haben, das ist im Grunde für sie eine sehr bedeutende Ehre, weil man doch den Credit blos ihrem Talente gibt. Deutsche Schriftsteller sollen sogar, wie mir ein sehr verständiger Professor sagte, nicht gut in ihrem dankbaren Vaterlande ohne Schulden ihr Leben zu fristen vermögen, wenn ihnen der gütige Herrgott nichts weiter als ein paar Schreibefinger, Talent — ein Stück vom Mantel Gottes und eine Federpose gegeben hat; auch ehren sie gewissermaßen ihre Nation und ihr Geschlecht, indem sie bei ihrem Tode der Nachwelt theure Angedenken zurücklassen. Da nun der Herr von Gentz ein deutscher Schriftsteller war, der alle Tugenden eines solchen und alle Pflichten, die er der Mitwelt schuldet, mehr denn alle Andern begriff, so befand er sich bald in einem so großen Deficit, welches mit seiner außerordentlichen Meinung von sich sehr wohl in Proportion stand. Nur war es ihm, ähnlich andern Sterblichen, sehr unbequem, immerfort von denjenigen Capitalisten, denen er eine hohe Meinung von sich beigebracht hatte, mit der Berichtigung seiner Schulden gedrängt zu

werden, so daß er sich seinen aufdringlichen Gläubigern am besten zu entziehen glaubte, wenn er Berlin verließe.

Der Herr von Gentz, von vielen erst später getrösteten Freunden auf das Rührendste beweint, verließ denn 1802 Berlin, um diesen verhaßten Ort nicht wieder zu besuchen, und ging, berühmt und geschmückt mit dem neuen Lorber eines Publicisten, nach England zu Pitt, der ihn mit Ehren aufnahm.

Gentz hatte sehr früh sich mit Burke zu schaffen gemacht und unter anderm dessen „Reflexions" als „Betrachtungen über die französische Revolution" (1793) ins Deutsche übertragen. Somit vielfach durch diesen Geist gebildet, machten ihn überdies die Verhältnisse bald zu einem ähnlichen, und zwar ohne Parlament. Aus dem liberalen Publicisten entpuppte sich bald der Verfechter der Regierungen, den sich der östreichische Staat sofort erwarb, indem er Gentz jene berühmte Stelle in der Hof- und Staatskanzlei zu Wien verlieh, die der Angelpunkt aller Diplomatie wurde und nie wieder einen zweiten Gentz erhielt. Gentz wurde Alles für die Cabinete Europas, und ließ sich tüchtig für seine Dienste bezahlen. Er verfocht dafür russische und östreichische Politik aufs Beste, aufs Glänzendste; denn es geht Alles zu verfechten, was wirklich besteht,

und alles Bestehende hat auch sein Recht. Eine Politik, mag sie nun einen Zweck haben, welchen sie will, wird immer kräftige Talente finden, die sie als eine Sache der Ueberzeugung verfechten, sobald sie fest, bestimmt und dem Vaterlande gemäß gebildet ist und sich nicht zaghaft, schwankend und zögernd in einer nicht warmen, nicht kalten nondum meridies-Stellung befindet. Wir wissen Alle, was russische Politik und östreichische Politik ist; wir mögen sie angreifen und hassen, aber wir können sie nie verachten, weil wir Alle wissen, was Politik ist und, wer in dieser Kunst zu betrügen und zu siegen, Talent und Geschick hat, der erfüllt seine Schuldigkeit so gut wie der Dichter, der Freiheitslieder in seiner Begeisterung singt. Ein Staat ist aber ohne Politik nicht denkbar, sie ist sein Steuer in dem Meere der Geschichte.

Der Herr von Gentz wurde nun der Mann der Politik; alle Cabinete ließen bei ihm sich Rath erholen; von ihm Denkschriften, Memoiren und Noten verfassen; er wurde die politische Seele von ganz Europa, er kannte Alles, wußte Alles, begriff Alles und roch Alles. Dafür bezog er auch große Pensionen, ließ sich beileibe nichts von seinem Comfort, seinem Genuß und seiner höchst ausgebildeten Gourman-

dise abgehen; er lebte und liebte und labte sich dabei; rechnete nicht mit seinem Gelde, machte Schulden, bezahlte sie wieder: — genug, er war gleich ausgezeichnet in Allem, was er wollte und wozu es ihn trieb; kannte wie Keiner Politik und Leben; war mit allen Hauptparteien und Hauptpersonen in der Welt zugleich in so tiefer Intimität, wie kein Minister, kein Fürst, kein anderer Mensch, weder vor ihm, noch neben ihm, noch nach ihm gewesen.

Zu der Zeit, als Rahel in Prag sich aufhielt, war Herr von Gentz sozusagen mitten in seinem Reiche und residirte unweit der Hauptstadt Böhmens. Im Jahre **1813**, nach dem ersten Schlachtendonner der Völkererhebung, saß Herr von Gentz inmitten der vier größten Souveräne Europas und aller ihrer Minister, ihrer Höfe und ihrer **800,000** Truppen, die sich um Nachod concentrirt hatten; er saß mitten drin und spann die großen Fäden, fuhr mit seiner Scheere in alle Cabinete, machte Noten, Plane und Manifeste. Dort, wo er war, befand sich das Hauptquartier der europäischen Erhebung, die Feldwache von Leipzig. Da war der Kaiser von Oestreich, der Zar Alexander mit seinen erlauchten Schwestern und der König von Preußen: sie alle drei, die Repräsentanten der beleidigten legitimen Majestät, standen dem einen

Mann, Napoleon gegenüber. Da waren der edle Hardenberg, Humboldt, Stadion, Graf Bernstorff, die Herzogin von Sagan; ein Heer von Staatsmännern, Hofleuten und Elegants — der ganze Extract aller Diplomatie, und Gentz mitten darin. — Und immermehr wurde Gentz die Unentbehrlichkeit der legitimen Regierungen. Er wurde der Protocollist aller Congresse, die nun folgten, und blieb der Vertraute aller Diplomaten; sein elastischer Stil, zugleich einer der vollendetsten, umhüllte die Prosa der drei Cabinete mit künstlerischer Form und spornte zu der von nun immer weiter ausgebildeten Kunst an, vermöge des Stils mehr denn vermöge der Argumente politische Erfolge zu erzielen.

Der Herr von Gentz schien gar nicht zu beunruhigen zu sein; er war der Einzige, der eine Macht in seiner Feder besaß und Niemand außer ihm durfte sich gleicher Erfolge rühmen. Dennoch verkannte er die Macht mancher andern auftauchenden publicistischen Talente keineswegs; er verachtete sie nicht im Uebermuth, sondern er suchte sie mit seiner Kraft zu schlagen. Dies war vornehmlich hinsichtlich Görres der Fall, dessen Polemiken in dem 1814 herausgegebenen „Rheinischen Merkur" dem Herrn von Gentz die ganze Gefährlichkeit dieses trotzigen Geistes erklärten, und

ihn sehr wachsam darauf machten. „Es hat", schrieb er, „nach Jesaias, Dante, und manchmal Shakspeare (denn Milton ist schon zu weich), nicht leicht Jemand erhabener, furchtbarer und teuflischer geschrieben, als dieser Görres." Und in der That, Görres rechtfertigte dies Urtheil.

Görres stellte sich überall, wo ein Princip fiel, an dessen Platz, um es allein aufrecht zu erhalten und sich unter seinen Ruinen erdrücken zu lassen. Er behandelte, wie Quinet sagte, die Ideen, wie die Ritter Witwen und Waisen behandelten. Er nahm sie unter seine Protection, sobald er sie verlassen und vereinsamt sah. Er war Jacobiner, er war Priester, Demagog, Papist; er war ultramontan und Patriot, Alles in einem so hohen Grade, wie Niemand es je gewesen. Er war ein Heros, der die socialen und kosmopolitischen Leidenschaften aus seiner Seele schöpfte, wie Andere aus individuellen Neigungen. Fast kein einziger Mann hat mehr für die geistige Freiheit Deutschlands gethan, und fast keiner ist wieder von den Vertretern derselben so gehaßt worden wie Görres. Die Streitigkeiten um das constitutionelle System, die später sich erhoben, schienen für ihn nur ein Spiel zu sein, um für einen Augenblick die großen Bestimmungen Deutschlands zu unterhalten. Für ihn

handelte es sich nur darum, da er kein Luther mehr werden konnte, die Einheit der germanischen Racen zu vermitteln und sie, zusammengeballt, in die Geschichte hineinzustoßen.

Um dies zu ermöglichen, glaubte Görres das vermittelnde Prinzip in einem neuen, an der Quelle der Tradition des Menschengeschlechts geschöpften, Katholicismus zu finden; deshalb setzte er sich mit allem Bestehenden in Kampf, bekriegte die Reformation und den Liberalismus, der sie zu Ende brachte; das Glück Deutschlands lag für ihn in der Errichtung eines revolutionären Papstthums daselbst. —

Gentz fand, nach dem genußreichen, ihm in Allem geglückten Leben, auch ein recht seliges Ende. Die Tänzerin Fanny Elsler, — im Jahre 1830, wo sich Gentz in sie verliebte, neunzehn Jahr alt und im ersten Stadium ihres Ruhms, dabei schön, geistreich, liebenswürdig und zärtlich —, erheiterte die Tage des alten Staatsmannes, der während der beiden letzten Jahre seines Lebens durch sie in der That den reizendsten Genuß fand, und sich selig in diesem Glück seines Alters badete. Die Reisebilder Heinrich Heine's mit ihrer kecken Frivolität, aber auch die innig-klagenden, melodischen Poesien des „Buches der Lieder" entzückten noch den Herrn von Gentz,

und dann starb er, da es einmal sein mußte, gefaßt, zufrieden und ruhig im Jahre 1832. —

Am Vorabende der ersten vorläufigen Errungenschaft Dessen, wofür Fichte so Großes angebahnt hatte, schloß dieser auf seiner einsamen und stolzen Höhe thronende Denker seine Augen, als sei er schon mit dem ungeheuern Erfolg zufrieden gewesen, der die deutschen Standarten im Siegeslauf bis in das Innere Frankreichs geführt. Sein ganzes Leben war ein Ringen nach Freiheit; ein deutsches Herz schlug voller Wärme und echtem Freiheitsgefühl in seiner Brust, und gewissermaßen mußte er ruhig aus seinem Lebenskampfe scheiden, da bei seinem Tode kein Feind mehr in den deutschen Landen hauste. Aber wie viel schwere Tage sollten noch kommen! Wie viel Leiden, wie viel Jauchzen, wie viel Enttäuschungen! Doch darin liegt ein großes Glück für uns Menschen, mit einer Hoffnung zu sterben und die Enttäuschung von derselben den Lebendigen zurückzulassen.

Der Rahel'sche Kreis hatte in Fichte eines seiner glänzendsten Elemente gehabt, und damit unendlich viel Anregung erhalten, weiter auf jener social-politischen Bahn zu wandeln, welche jener Meister so glücklich eröffnet, und die dem Ziele unserer seit vierzig Jahren fabelhaft ausgebreiteten Volksaufklärung ent-

gegenführte. Das ist eben, nebst vielem Andern, das große Vermächtniß jener Zeit, daß sie in ihren aristokratischen und edlern Elementen wie ein Lieblingsbeschäftigung jene großen Fragen erledigte oder anregte, welcher die wahre Menschenwürde, deren Größe und Weite und die Freiheit des Geistes harmonisch mit dem politischen Leben im Auge hatte. Man setzte die Religion, die Wissenschaft, die Poesie und alle gesellschaftlichen Reize immer nur mit der durch die französische Revolution geltend gewordenen Volkskraft in Verbindung; man arbeitete in den Salons und in jenen Kreisen der bessern Gesellschaft die Probleme der Anerkennung der Menschenrechte durch; man löste dort die Fragen über die Rechte des Nationalelements, und — man vergesse es nicht — der Adel vorzugsweise übernahm diese edle Arbeit und machte die Resultate derselben dem Volke und der Nation zum Geschenk. Es war ein Glück, daß dieses Volk nicht unempfänglich für diese Geschenke war, daß es sich dieselben zu eigen machte, ganz zu eigen, und auch seinerseits nun zum selbständigen Forschen des Besten seiner eigenen Interessen sich aufgefodert fühlte. Es war ein sehr großes Glück, sagen wir es uns, daß dieser kräftige Keim im deutschen Volke lag und daß er zum Leben sich erschloß, als man ihn von Oben

herab befruchtete. Die Zeit möge nicht kommen, wo das Volk einschläft und unthätig, schlaff und marklos, die Förderung seiner Interessen aus der Hand gibt und misachtet; es könnte sich alsdann nicht wieder ereignen, daß ihm, wie damals, so generös die Hand geboten wird, sich zu ermannen; denn heute leider stehen sich Volk und Aristokratie feindselig gegenüber; sie bekämpfen einander und suchen Einer dem Andern seine Eroberungen wieder zu entreißen, als wären sie nicht allesammt Kinder einer einzigen Nation!

Mit einem Briefe Rahel's an Theodor Robert aus Prag vom 14. Februar 1814, der den Eindruck lebhaft schildert, welchen der Tod Fichte's verursacht, schließen wir diesen Abschnitt:

„Obgleich tausend Dinge mich umgeben, die alle mit Ungeduld mich abrufen vom Schreiben, obgleich tausend andere sich vordrängen, und gleich zuerst geschrieben sein wollen, obgleich ich seit Freitag von unserer gewonnenen Schlacht in Frankreich weiß, sodaß ich ganz mich und alles Leids vergaß: so laß uns zuerst von unserm verehrten Lehrer und Freund sprechen, dem ich Ehre und Leben in die Hand gegeben haben würde, ohne noch hinzusehen; dem ich das tausend mal in die Augen hineindachte, und nie sagte, welches ich jetzt grimmig bereue, weil einem Menschen

von andern edeln, denkenden, nichts Höheres werden kann, und wozu ich Elende nie den Muth hatte! Laß uns von Fichte sprechen! —"

„Deutschland hat sein eines Auge zugethan; wie ein Einäugiger zittere ich nun erst für das andere! Ich nenne Keinen; wie die Griechen die Furien umgehen, und wahre Herzensangst es immer thut! Nun kann ja Unverstand, Lüge, Irrthum auf dem ganzen Grund und Boden der Erde umherwuchern, und wie üppiges, ungesteuertes Unkraut ihr alle Kräfte nehmen und sich aneignen; Keiner rottet es mehr aus; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, sät ihn aus, den reinen nährenden Weizen, der Geschlecht zu Geschlecht verbessernd zu geleiten vermag! Fichte kann umfallen und faulen! Das ist nicht Zauber? Krank wie ich war, fand ich es vorgestern unvermuthet in der hiesigen Zeitung „aus berliner Blättern". Ich weiß nicht, ich war beschämter, als erschrocken; so gedemüthigt! fast beschämt, daß ich leben geblieben, und dann wieder eine Furcht vor dem Tode empfindend. Wenn Fichte sterben muß, dann ist Niemand sicher; mich dünkte immer, Leben schützt vor dem Tode; wer lebte mehr als der? Todt ist aber nicht, gewiß nicht! — Fichte konnte also nicht erleben, daß sich die Länder vom Krieg erholten, Zäune wieder aufgebaut würden,

dem Bauer geholfen, den Gesetzen nachgeholfen, daß die Schulen sich wieder herstellten und füllten, daß gewitzigte Staatsleute ihnen von den Fürsten Schutz verschafften! daß Gesetze erfunden und ausgetheilt würden, daß die Denker frei, ohne den Augenblick zu schaden, sie Volk und Regenten zur Geistesprüfung vorlegen dürften; dies selbst ein Glück, zu aller Zukunft Glück! der Mann der dies, und also deutsches, was allein so genannt werden dürfte, nur einzig und allein beabsichtigte, misverstanden von den meisten Mitlebenden! Also auch er soll nicht nicht aufgehen sehen, was er aus den dunkeln Schluchten, im Schweiße seines Angesichts, in dem ganzen Aufwand seiner Seelenkraft hervortrieb? — Lessing! Lessing liegt auch; von wenigen nur nicht vergessen. .... Lessing, Fichte! und ihr Ehrlichen alle, möget ihr unsere Fortschritte sehen und uns mit euern starken Geistern segnen!..."

V.

Inmitten des ersten Friedenstaumels, und in dem Moment, wo ganz Europa sich über sein Glück in der östreichischen Kaiserstadt amüsirte, erscholl plötzlich die Kunde von der Rückkehr Napoleon's von Elba, seiner Landung und seinem Triumphzug durch Frankreich nach dessen königlicher Residenz.

Jedermann war bestürzt vor Schreck. Der Congreß in Wien sang, tanzte und jubelte nicht mehr; seine glänzende Versammlung stand da mit langen und bleichen Gesichtern und wollte das Unglaubliche nicht glauben. Aber Tag für Tag kamen neue Nachrichten und immer drohendere; die Proclamationen Napoleon's vergewisserten die in ihren prächtigen Festen gestörten Gesandten zu Wien; der schnelle Siegeslauf des Cäsars und die mit ihm gleichlaufende Flucht des Bourbonenkönigs nach Lille und dann nach Belgien machte sie zittern.

Die Verwirrung war allgemein; die Bestürzung malte sich auf jedes Gesicht und kein Mensch wußte im Anfange sich zu rathen.

Der Wiener Congreß, so kurz er auch war und so glänzend auch seine Feste erschienen, hatte doch das sprechendste Zeugniß für die Zerrissenheit und Zerfahrenheit des deutschen Reichs an den Tag gelegt. Alle diese Fürsten, Regierungen und Völker waren nur allein durch die immense Begeisterung zusammengeschweißt worden, die aus dem Zorn über das fremde Joch und den eigenen Schimpf emporgelodert war. Kaum war mit der ersten Glut die Einnahme von Paris und die factische Befreiung von der Fremdherrschaft geschehen, so sprangen die durch gemeinsame Noth zusammengehaltenen Elemente wieder schroff voneinander ab, und zeigten deutlich das Widerstreben eines gegen das andere. Deutschland war einmal vollständig versprengt; es gab kein deutsches Reich mehr, keine deutsche Einheit und wird es auch nimmer in äußerer Form wieder geben; es kann nur eine einheitliche deutsche Intelligenz erwartet werden.

Der Zwiespalt machte sich auch bereits, noch im ersten Freudenrausche um die gesicherten Throne, zwischen Regierung und Volk bemerklich; eine übelwollende Reaction tauchte kühn empor und glaubte ein

Recht zu haben, die Versprechungen der Fürsten gegen ihre Völker zum Schaden der letztern auszubeuten. Sie negirte sogar diese Versprechen, welche das Volk nach seiner blutigen Arbeit, seinen Mühen, Opfern und Anstrengungen einzufodern begann, und unwillig sah man die vor kurzem noch so begeisterten Männer ihre lorberbekränzten Waffen auf den Boden stampfen, die Brauen runzeln und das Auge sich verdüstern. Sollte so schnell schon der Undank folgen, so im Angesicht der blutigen Arbeit? Sollte selbst das Heiligste nur ein Spiel der Politik gewesen sein?

Die Regierungen und der Congreß zu Wien erbebten deshalb bei der Nachricht von Napoleon's Einzug in Paris, und theilweise im Bewußtsein ihrer Schuld gegen die Völker. Sie zweifelten, daß noch ein mal dieser Cäsarthron zertrümmert werden könnte, daß noch ein mal der Sieg ihnen gegen den französischen Kaiser werde; denn die deutlich bemerkte Uneinigkeit im Lande und unter den Geistern ließ sie um eine thatkräftige und begeisterte Energie bangen. Sie waren sich Einer dem Andern ebenso wenig sicher, als ihrer Völker neuer Opferbereitschaft, deshalb zitterten sie und standen rathlos da, und sahen mitten unter dem Glanz der Feste das drohende Gespenst einer düstern Zukunft auftauchen.

Doch der Himmel gab ihnen noch ein mal Sieg, und damit eine neue Gelegenheit, die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihre Völker zu üben. Sie wagten noch von neuem den Kampf, um eine wahrscheinlich furchtbarere Rache der Napoleoniden von ihren Häuptern abzuwenden; die Völker traten noch ein mal unter die Waffen, und von neuem stand Deutschland kriegsgerüstet da.

Es wäre Lüge, wollte man behaupten, daß die Schilderhebung von 1815 gegen den Zurückgekehrten von Elba aus derselben Begeisterung sich gebildet wie die von 1813 gegen den Zwingherrn des Vaterlandes. Die Situation und der Charakter der Waffennahme war sehr anders geworden. Die deutsche Einheit hing lose und schlotternd unter einer äußerlichen Fahne; die Völker gingen widerstrebend und nur der Pflicht gehorchend in den Kampf, und zeigte sich zuweilen brennender Durst nach der Schlacht, so war es meist doch nur der Grimm über die ewige Unruhe und der zum Zorn gegen den geschilderten Feind aufstachelnde Wunsch, endlich Ruhe und Frieden haben zu wollen.

In der That mußte der Himmel selber mitstreiten, um bei so mislichen Umständen den Ausgang des Kampfes so überaus günstig für die Verbündeten zu

gestalten. Der Stern Napoleon's sollte jedoch erbleichen; Waterloo hieß sein Grab.

Erschöpft und froh der beendeten blutigen Arbeit wallte allmälig der Strom der Völkerwanderung in sein altes Bett zurück; die letzten Truppen der Sieger verließen das bourbonische Frankreich; der Gigant war ohnmächtig auf dem Felseneilande St.-Helena verbannt: — kein Wölkchen mehr am Horizont; blau und heiter lachte der Himmel herab und nur in den Residenzen donnerten die Kanonen den berühmten vierzigjährigen Frieden ein.

Der Congreß in Wien feierte wieder den glorreichen Sieg und arbeitete.

Die Regierungen priesen Gott für den endlichen Frieden und regierten.

Die Völker . . . . der Landmann stellte seine Muskete fort und nahm den Pflug, um die mit Blut und Leichen gedüngte Erde wieder durch Gottes Hülfe zu befruchten; der Bürger trauerte um seinen gefallenen Sohn; der Sohn um seinen erschossenen Vater; die Waisen um ihre gebliebenen Ernährer; der Gatte kam zurück, Arm zerschossen, Bein von Holz; die Braut umarmte den Geliebten als Krüppel: und Jeder suchte sich sein bischen Brot. Man erzählte von den Schlachten, den Abenteuern, den Siegen; man

saß im trauten Kreise am warmen Ofen, von Wunden zerfetzt, oder vom Schicksal bewahrt, und plauderte von dem herrlichen Paris, von dem Wein in der Champagne, den hübschen Picarden, den niedlichen Grisetten. Dazwischen schlug wol auch so ein alter, verwetterter Krieger auf den eichenen Tisch und sprach von dem Kaiser, von seinen alten Grenadieren mit den großen Bärenmützen; vom alten Feldmarschall Vorwärts und dem Eisernen Herzog, was die Alle für tüchtige Kerls gewesen! Ein Anderer las wol auch die alten Proclamationen von Anno 13 vor, und belehrte die Uebrigen, was denn Freiheit, Constitution u. s. w. eigentlich sei, und Alle sahen sich ganz erstaunt und bedeutsam an. Einem Vierten, dem platzte gar die Galle, und er rief erregt aus, daß er gern ein guter Patriot sein würde, wenn nur Alles so wäre, wie man versprochen hätte; wenn alle Deutschen nur eine Fahne hätten, Alle nur Eichenlaub, und edle Könige, hohe Bildung und Freiheit, ach, nur soviel, daß Alle sie gleich haben!

Es war und blieb der schönste Friede.

Das äußere und innere Leben der Deutschen war so gründlich durch die letzten zwanzig Jahre vor Waterloo zerfahren und gebrochen worden, daß wir noch heute daran, und vielleicht mehr denn je, laboriren.

Das große Resultat der Befreiungskriege, die keineswegs Freiheitskämpfe waren, war eine vom fremden, aber zur Einheit knebelnden Joche befreite Nation, die von nun an ihre Größe darin zeigte, sich durch Parteien und Ränke selbst zu zerfleischen.

Rahel, welche mit ihrem nunmehrigen Gemahl Varnhagen dem Congreß zu Wien mit beigewohnt, und nach dem zweiten Frieden endlich, obgleich noch oft durch einzelne Ausflüge gestört, ihren Salon in Berlin wieder eröffnet hatte, sah diesen natürlich sogleich durch den weiten Kreis alter Freunde wieder belebt. Freilich waren Viele aus diesem Cirkel durch den Tod geschieden; Andere durch die Berufsgeschäfte und die sich nun vornehmlich geltend machenden diplomatischen Affairen von demselben entfernt worden. Aber die großen Ereignisse hatten auch neue Geister geschaffen, die sich gern nach einem schon durch bewährte Namen berühmt gewordenen Salon sehnten; als Sprößlinge der alten Zeit traten viele junge Talente in ihn ein, und eine unendliche Mannichfaltigkeit jeder Art konnte nicht fehlen, wo Rahel sowol, wie Varnhagen durch die verschiedenen Reisen und Erlebnisse zahreiche Intimitäten mit einer Menge hier oder dort zerstreuter Celebritäten geschlossen hatten.

Freilich hatte sich die Zeit durch eine gewaltsame Erschütterung bedeutend umgewandelt. Die Ringkämpfe auf geistigem Gebiet waren selten; die Geister, die sie sonst unternommen oder angeregt hatten, waren von dieser Welt abgerufen; Andere hatten mit vorgerücktem Alter der jugendlichen Lieblingsneigung entsagt, und sich behaglich in ihren Amtsstellungen niedergelassen. Die meisten aus der alten Zeit zehrten von den Eroberungen auf intelligentem Gebiet, denen sie selbst beigewohnt, und hielten dergleichen Fortsetzungen bei der jetzigen Lage der Dinge nicht für ersprießlich; die politischen Convertiten mehrten sich und das öffentliche Leben nahm eine mehr äußere, behutsame, diplomatische Form an, um nur noch im engen Kreise Vertrauter mit aller Kraft forzublühen.

Berlin, diese Wartburg des deutschen Geistes im ersten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts, sank nun auch unmerklich, und wurde, trotz mancher neuen Anstrengungen, nach und nach nur eine Hauptstadt dritten Ranges in intellectueller Beziehung. Die Wissenschaft war mit Fichte um ihre Glanzpunkte gekommen und verlor allmälig ihre dominirende Gewalt, deren letzte Stöße mit Hegel aufhörten; die Poesie schien plötzlich eingefroren zu sein und zog, eine Tochter warmer Zonen, in den Schwabenwinkel Deutschlands; die

Musik flüchtete vor dem immer stärkern Gähren der politischen Verhältnisse aus der norddeutschen Metropole und selbst die Kunst fühlte nicht wie sonst sich einheimisch in Berlin, von jetzt nur eine Cité der Militärparaden, der nachspürenden Polizei und einer Art politischen Spionage.

Danach richtete sich auch das berliner öffentliche Leben und Denken; man pochte gar gewaltig auf die frühere Glanzperiode und sah es noch lange nicht ein, daß diese bereits ihren schönsten Flor verloren hatte. Der natürliche Geschmack der Bildung wurde durch die Imagination einer nicht mehr universalen Größe geschraubt und gekünstelt, der an und für sich hochfahrende und für sich eingenommene Berliner gewann einen Dedain für die übrigen Städte, in welche sich mancher Zweig der Intelligenz zu neuem Blühen erkräftigte; er fühlte sich noch der große Bewohner der großen Intelligenz- und Kunststadt, als diese bereits das Anrecht solcher Auszeichnung nicht mehr beanspruchen durfte, und diese Erhabenheit seines Ich, dies Vornehmthun mit seiner Stadt hat sich zum größten Theil noch bis auf die heutige Zeit erhalten; der Berliner glaubt immer noch ein stolzes Spree-Athen zu bewohnen, weil es ein solches vor fünfzig Jahren in der That gewesen war.

So war auch das Theater und die Bühne bereits im Abnehmen begriffen, als die Berliner noch glaubten, die erste Stadt in dieser Hinsicht zu bewohnen. Man putzte und schnäbelte sich mit seinem Kunstgefühl und beleuchtete gar zu sehr das Bewußtsein darüber, mit Kerzen aus allen Fabriken. Jemehr die Kunst in Verfall gerieth, um so anmaßender brüstete sich der Berliner mit seiner Verständniß darüber und glaubt noch heute, daß die schönste Musik bei ihm gemacht werde, und das Urtheil von ihm über dramatische Werke maßgebend für ganz Deutschland sei; während im Grunde der heutige Geschmack in Berlin einer der blasirtesten und unheilvollsten für die gesammte Kunst ist, der nur im ganzen weiten deutschen Reich zu finden.

Die Verkehrtheit und schiefe Bildung des berliner Geschmacks zeigte sich sehr deutlich in der Vergötterung Iffland's und Kotzebue's, die vornehmlich in Berlin ihren Cultus fand, und für welche noch heute ganz dem misgebildeten Geschmack jener Stadt entsprechend, enragirte sogenannte Kunstverständige eine und auch wol ein Dutzend Lanzen brechen. In jener Zeit, wo Iffland dirigirte und Kotzebue seine 200 Stücke schrieb, ließ sich am Ende eine Hochachtung vor diesen beiden Dramatikern entschuldigen, denn sie

hatten auch ihre Tugenden. Unbefangene mußten jedoch sehen, wie weit entfernt Beider Einfluß auf die Bühne von deren Nationalitäts- und Kunstgröße sei, insofern nämlich das große Verdienst einer Bühne darin besteht, ein Tempel der wahren Kunst und des Nationalsinnes zu werden.

Iffland war deshalb groß, weil er der Einzige neben Schröder war, der eine Bühne mit Geschick zu leiten vermochte. Von mehr praktischem als künstlerischem Geiste beseelt, stand ihm das Glück zur Seite, daß ausgezeichnete Künstler und Künstlerinnen damals die Schauspielkunst zu einer bedeutenden und nicht wieder erlangten Höhe brachten, und auf seine Direction demnach unmittelbar dieser Glanz zurückstrahlte. Er selbst, tüchtig als Dirigent einer Bühne, richtete aber, trotz aller Verehrung, die ihm nachfolgen mag, für die dramatische Poesie und darstellende Kunst das größte deutsche Nationalunglück an, da Niemand seinem Einflusse kräftig entgegentreten konnte. Es ist wahr, daß die berliner Bühne unter ihm ihre Höhe erreicht hat; aber dieser Ruhm gilt nur dem Verwaltungsdirector, dem Regisseur, der zugleich die tüchtigsten Talente für seine Bühne gewann; nicht aber dem Theaterdichter, noch Schauspieler Iffland, der mehr durch seine schlechten Eigenschaften, als durch seine guten

herrschte und durch den Einfluß, den er hatte, durch die Schüler, die er erzog, die neben ihm noch blühende echte Kunst später in eine ganz falsche und unrühmliche verwandelte. Iffland ist unstreitig der Vater des Birch-Pfeifferthums, des großen Kassenerfolgs, aber auch der großen Misère der dramatischen Poesie.

Der Erfolg und Effect war Iffland's Kunst. Fragen wir uns, was für eine Poesie in seinen Stücken liegt, so finden wir die krankhafteste und seichteste, die sich nur denken läßt, selbst in seinem besten Stück „Die Jäger". Die Iffland'sche Poesie ist thränendrüsig, skrophulös, voller Geschwüre und Eiterung, lauter Lowood'sche Waisen-Poesie; ein Abklatsch von des Lebens Prosa, eine Kunst ohne Ideal, mit einer süßlichen, faden Moral, wie sie Frau von Genlis Mode machte: — ist das Poesie, das hausbackene Leben, welches wir alle Tage zum Ueberdruß sehen, ohne jede ideale Verschönerung auf die Bühne zu bringen? Oder ist das die Bestimmung der dramatischen Poesie, durch sentimentale oder idyllische Familiendramen eine auf Nationalität begierige Nation zu veredeln? Die Iffland'schen Drüsenstücke haben, nicht minder die Kotzebue'schen, das Nationalgefühl erstickt, verzuckert und verschleimt; sie sind deshalb durchaus schlecht, um so mehr, als sie auf den Erfolg

speculirten und einen weittragenden Einfluß auf die Zuschneider von Theaterstücken übten, die — und darauf ist der berliner Geschmack stolz — unsere Bühne mehr denn die guten Dichter beherrschen.

Die Iffland'sche Schule zog auch die Schauspieler von der echten Kunst ab und gab ihnen mehr für den Moment wirksame Kunststücke an die Hand als wirklich künstlerische Hoheit, die wir heute noch meist bei unsern gefeiertsten Darstellern vermissen. Er misgestaltete die Talente durch seine kleinen Effectliebhabereien, die keine Bethmann, keine Sophie Schröder, kein Fleck, kein Eßlair und später Devrient nebst seiner Gattin anwandten, und die deshalb immer theatralische Größen bleiben werden. Iffland war ein Pedant als Schauspieler, wenn auch künstlerischer Regisseur; er drehte die Hände ein wie allemal, fingerirte zum Effect, pausirte mitten im Satz, um zu spannen und Knalleffect zu machen, und das hat nach ihm Rebenstein und noch mancher Andere so fortgesetzt, daß eine heute blühende Generation von Schauspielern dieses Uebel mehr denn eine ihnen unaufgeschlossene hohe Kunst der Wahrheit lieben. „Verstockt war Iffland", sagt Rahel richtig, „in seinem Directionsglück, unter dem Götzendienst, geworden, und nun ruhe er selig!"

Die Kotzebue'schen Stücke, von denen einzelne sehr gut die Gesellschaft persifflirten, glichen den Iffland'schen vollkommen hinsichtlich ihrer ewigen, abgelebten, süßlichen, nüchternen Moral; sie haben alle eine Verführte oder unglücklich Gemachte, einen morallosen, keken und lüsternen Vater. Auch hat die Nachwelt lange schon den Werth dieser unerquicklichen Poesie und ihren Dichter verurtheilt.

Kehren wir nun zu Rahel's Salon zurück, der, stets dem wirklich Schönen zugewandt und selber eine Stätte der Kunst, diesen unseligen Geschmack von sich verbannt hielt; wie denn auch Rahel ihren Widerwillen gegen Iffland und Kotzebue und ihre ganze Macht sehr oft in ihren Briefen an den Tag legt.

Belebte sich denn der Rahel'sche Salon mit den größern Künstlern, die in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen Berlin für Momente wieder hohe künstlerische Reize verliehen, so war er auch durch den Gemahl der immer geistig thätigen Frau mit neuen Zierden bereichert worden. Zu den großen Bekanntschaften Rahels kamen nun noch die ihres Gemahls, Varnhagen von Ense, hinzu, der nach reichen Erlebnissen, im Jahre 1814 seinen langgewährten Wunsch einer dauernden Vereinigung mit Rahel endlich erfüllt sah.

Varnhagen war schon mitten in den Kriegsereignissen dazu verwandt worden, als Publicist zu wirken, namentlich durch die „Geschichte der Hamburger Ereignisse" (1813) und die „Geschichte der Kriegszüge Tettenborn's" (1814). Ein glühender Feind der sein Vaterland unterjochenden Franzosen und Napoleon's, besaß er zugleich ein ausgezeichnetes literarisches wie diplomatisches Talent. Herr von Metternich ließ sich einen solchen Geist nicht entgehen; er empfahl ihn schon 1812 der preußischen Regierung zur Anstellung, die sich jedoch erst später durch seine Berufung in den preußischen diplomatischen Dienst ausführbar zeigte. Bis zum Congreß von Wien folgte nun Varnhagen als Adjutant Tettenborn's allen Kriegszügen dieses ebenso tapfern als liebenswürdigen Generals, der, innig seinem Adjutanten zugethan, denselben mit seinem großen Kreise von Bekanntschaften und Freunden in die folgenreichste Verbindung setzte. Man darf gar nicht hierbei vergessen, daß die militärischen Salons den Feldzügen der Verbündeten einen ebenso eigenthümlichen wie hohen Reiz verliehen.

Im Jahre 1814 folgte Varnhagen dem Staatskanzler von Hardenberg zum Congreß nach Wien, wo er vornehmlich mit der sehr delicaten und verwickelten sächsischen Angelegenheit betraut wurde. Ver-

eint mit seiner neuen Gemahlin, die ihm nach Wien folgte, nahmen Beide rührig Theil an den großen Festen, die sich nun mit ungeheurer Pracht und in Aufeinanderfolge entfalteten. Der Jünger Metternich's ging alsdann später als Ministerresident nach Karlsruhe, wo sich, ebenso wie in Baden-Baden, die letzten Vereinigungspunkte der bisher stets thätig gewesenen europäischen Diplomaten bildeten, die, belebt von zahlreichen Fremden und den auf ihren Lorbern ruhenden Militärs, zu den interessantesten und liebenswürdigsten Bekanntschaften verhalfen.

Varnhagen's liberale Ansichten theilten sich vielfach dem ganzen diplomatischen Ton der deutschen Cabinete mit, wurden aber auch der Grund, weshalb Rahel's Gemahl in Conflict mit seiner Stellung gerieth und seit **1819** ein freies, nur allem Schönen und Künstlerischen gewidmetes Leben dem eines gebundenen Dienstverhältnisses vorzog. Jetzt entfalteten sich die literarischen Talente Varnhagens' reicher und rücksichtsloser; seine „Deutschen Erzählungen" (1815), und besonders seine „Biographischen Denkmale" (1824—30) erhoben ihn zu einer literarischen Größe, die sich durch die „Denkwürdigkeiten" (1837—42) und die meisterhaften Biographien der Königin Louise, vieler Feldmarschälle und Generale, des Kriegsraths

Hans von Held, der das von uns mitgetheilte Gedicht auf Moreau verfaßt, und durch andere Schriften ein dauerndes Postament erschuf.

Während von nun an, wenn wir so sagen können, Rahel's und Varnhagen's Salons zusammenschmolzen, machte er sich vornehmlich zum Mittelpunkt der neuen Romantischen Schule und aller geistigen Anregungen, die besonders mit Hegel einen neuen Aufschwung nahmen, und zur Pflegestätte der mit frischen und herrlichen Kräften neuaufblühenden Literatur Frankreichs.

Herr von Oelsner besonders machte eine Art Vermittlerrolle zwischen deutscher und französischer Literatur; eingeweiht in alle deutschen Verhältnisse, wohnte er meist in Paris und hatte daselbst durch seine Liebenswürdigkeit, sein ritterliches Benehmen, seinen scharfen, oft witzigen, oft weltweisen Geist, der das Leben und die Politik klar zu sondiren vermochte, einen kleinen Kreis auserwählter Geister versammelt, von deren Wirken und Denken er in seinen, vom Jahre 1817 an beginnenden, Briefen an Rahel die interessantesten Mittheilungen macht. Der im Jahre 1828 erfolgte Tod Oelsner's konnte allein jenen geistigen Verkehr und das freundschaftliche Verhältniß mit Rahel und ihrem Gemahl unterbrechen.

Außer dem Dr. Koreff, dem Fürsten Pückler-Muskau und seiner Gemahlin, ist der Graf Astolph von Custine eine der interessantesten Persönlichkeiten, mit denen Rahel in jener Zeit neue Verbindungen von Dauer anknüpfte.

Custine, einer der gebildesten und geistreichsten Männer, und sehr vertraut mit deutscher Literatur, lernte Rahel im Jahre 1816 kennen. Der ununterbrochene Briefwechsel, den er mit ihr unterhielt, bewirkte auch eine fortwährende Verbindung Beider, wie weit auch Custine durch seine vielfachen Reisen entfernt sein mochte. Diese Reisememoiren des Marquis gründen ihm eine dauernde Stellung in der französischen Literatur; denn, wenn auch mit etwas cavalierer Manier und einem nun Mode werdenden Byron'schen Weltschmerz geschrieben, sind sie doch so reich an Erlebuissen, Beobachtungen und feinen Pointen wie wenig audere. Aus Italien und der Schweiz hat Custine die hochpoetischsten Schilderungen geliefert; aus England und Rußland sehr scharfsichtige und Vielen sehr unangenehme Beobachtungen, welche wol mannichfache Angriffe erlitten, aber nicht das verständige und ruhige Urtheil über manche Misbräuche in jenen Ländern umzuwerfen vermochten. Custine war eigentlich ein Realist; die jetzige Schule der Realisten muß

in ihm einen sehr talentvollen Vorarbeiter anerkennen; in seinen Roman „Le monde comme il est" (1835) hat er den Salon der feinen Welt mit so vielen Bosheiten und Sittenlosigkeiten gemalt, wie er allerdings in der heuchlerichen Restaurationszeit und unter Karl X. gewesen sein mag, und wie ihn der Baron von Sternberg sogar noch später entdeckte. Auch eine Tragödie „Beatrix Cenci" schrieb Custine (1833); sie hatte das Glück, auf dem Theater der Porte St.-Martin aufgeführt zu werden und erntete sehr schmeichelhaften Beifall; aber der Marquis mußte wahrscheinlich nicht genug Honneurs gegen die in unserer Zeit oft bis zur Manie arroganten Schauspieler gemacht haben, so daß durch ihre Intriguen und Cabalen die Wiederholung des Stück unterblieb. Als eine schöne Arbeit der Dankbarkeit für Rahel, ist noch ein später besonders abgedruckter Aufsatz „Madame Varnhagen" zu bezeichnen, den Custine kurz nach dem Tode derselben in der Revue de Paris veröffentlichte.

Bei der Vervollständigung des Gemäldes von Rahel und ihrer Zeit wird man unmerklich mit der Restauration nach dem Gebiet der französischen Literatur hinübergeführt. Der heilige Friede in Deutschland war so groß, daß er sich selbst der Geister sowie der intelligentesten Sphäre bemächtigte, und nur in

den langhaarigen, weißkragigen und deutschthümelnden Turnern unter Aegide des Vater Jahn, „des Alten im Barte", einige Rebellen fand. Während aber die deutsche Literatur, nach der herrlichen Pracht ihres Blütenschmuckes, allmälig abwelkte und der fatalen Bestimmung, selbst des Höchstmenschlichen gemäß, die Kraft ihrer Jugend verlor, war in Frankreich eine reiche, neue Saat aufgegangen, die bei dem sanften Zephyr des Friedens, immer neue und immer prächtigere Blumen zur Blüte brachte. Die deutsche Literatur, d. h. die Idee, der Geist, die Volkskraft, grünte und blühte in der beweglichen und kriegerischen Zeit, unter dem Klang der Schilde und dem Rasseln der Waffen, unter dem Pelotonfeuer und dem grollenden Donner der Kanonen; als es Friede war, da fing sie an zu welken. Die französische Literatur vegetirte wie eine duft- und kraftlose Blume der Steppe, als die geharnischte Gallia die glänzendsten Siege verzeichnete, und sie trieb schwellende Knospen und Blüten, als der Pulverdampf verraucht und das Metall der Kanonen wieder erkaltet war. Zeugt dies davon, daß der deutsche Geist kräftiger ist und, wie hohe Tannen, nur im Reich der Stürme erstarken kann? —

Genug, es ist nicht zu verkennen, daß die französische Literatur mit dem Beginn der Restauration jenen

immensen Aufschwung nahm, der sie bald zu einer europäischen machte, und der zu folgen damals eine Nothwendigkeit reger Geister war und noch heute für uns eine Pflicht ist; denn, was man auch sagen möge, seit vierzig Jahren hat die französische Literatur in ihrem Schooße unendlich Werthvolles für die gesammte Menschheit erzeugt, jedes höchste Streben verarbeitet, jeden Gedanken mit einer Weltanschauung in Verbindung gesetzt und mit immenser Fruchtbarkeit die Keime deutscher Speculation und Wissenschaft zur Entfaltung praktischer und volksthümlicher Productionen entgegengetragen. Nichts natürlicher demnach, als daß auch Rahel mit dem ganzen Eifer eines regsamen Geistes jenen Aufschwung der französischen Literatur erkannte und von nun demselben mit dem wärmsten Interesse folgte.

Der 1817 erfolgte Tod der Frau von Staël gibt zugleich einen Anknüpfungspunkt, um diesen genialen Geist in die Gruppe der Bildnisse aus Rahel's Umgang mit aufzunehmen, und läßt außerdem einen für die französische Literatur sehr nothwendigen Ueberblick der Salons anreihen, die, in Parallele mit dem Rahel'schen Vereinigungspunkt, die interessantesten Unterschiede des socialen Lebens diesseits und jenseits des Rheins vielfach erkenntlich machen.

Rahel entzog sich keineswegs der Bewunderung, die Frau von Staël als ausgezeichneter weiblicher Geist überall genoß; sie liebte sie persönlich sehr und unstreitig hegte sie die höchste Verehrung für die Elasticität ihrer geistigen Fähigkeiten; aber mit der Schärfe ihres Blickes erkannte sie auch sehr wohl das Ueberschreiten der weiblichen Sphäre, welches sich bei Frau von Staël sehr häufig mit einer bei sochen Frauencharakteren eigenen Eitelkeit zeigte. Rahel, selbst eine geistige Größe, gewichtig an Urtheil und immer ihres Geschlechts bewußt, welches sie niemals in der Discussion der höchsten geistigen Dinge verläugnete, mußte einigermaßen in der von politischer und tendenziöser Leidenschaft agitirten Frau von Staël alle die Fehler entdecken, welche ihre Bewunderer freilich sehr leicht mit ihren Tugenden und glänzenden Eigenschaften zu verdecken vermochten. Die Anerkennung ihrer Größe und die innige Zuneigung für sie, als eine der seelenvollsten und herzensbesten Frauen, konnte Rahel's Urtheil nicht so bestechen, um nicht auch durch das Markiren ihrer Unvollkommenheiten ihre eigene Unabhängigkeit zu wahren. Es ist gewiß sehr gerecht geurtheilt, wenn sie der berühmten Frau die Gründlichkeit des Geistes und der Penetration absprach, die sie meist immer durch jenen, nicht minder seltenen

Geist ersetzte, der in Abwesenheit des gediegenen Wissens trotzdem so zu flimmern vermochte. „Es sind“, sagte sie nach ihrem Tode, „viel zu wichtige Themas an diesen Geist herangeschwommen, auf der Fahrt ihres Lebens, die er von selbst sich im großen Ocean nicht ersehen hätte, aber nach Geistesart sich doch angeeignete zum Verarbeiten: denn selbst Eitelkeit ist ein sehr geistiges Erzeugniß. .... Ich liebte Madame Staël persönlich mehr als es die Menge thut; die, herzdumm und urtheilfaul, die ihrem Wesen widersprechendsten Dinge willig glaubte und nacherzählte; in ihren Werken fand ich aber immer Charakter-Disparates; keine Mischung, die das Geniale herausbrächte; nicht weich beim Feuer, nicht still beim Urtheil und Denken; oft brennend, nicht warm; weit von künstlerischer, spontaner Auffassung, in Allem, wo sie vergleicht: kurz, ein Mißverhältniß in den Gaben: und hauptsächlich nicht das Gefühl, und das heimliche Urtheil ihrer selbst: letzterer Schlußstein der Künstlernatur.“

Die Bewunderung, welche Frau von Staël durch ihre Romane „Delphine“ und besonders den hochpoetischen „Corinne“ sich erworben, konnte immer nur eine getheilte sein, sobald sie sich auf ein geistiges Gebiet wagte, auf dem Neues und Bleibendes

zu schaffen unstreitig nur dem männlichen Geiste gebührt und gegeben ist. Die Gebiete der Politik, der Kritik und Kunst zu renoviren, war allerdings der Frau von Staël durch ihren Haß gegen Napoleon und ihre Schriften, unter denen hauptsächlich ihr Buch über Deutschland mitzurechnen ist, mit mehr Anstand und Tact gelungen als allen andern ihrer eifrigen Nachfolgerinnen in dieser Hinsicht; aber der erreichte Erfolg, der sie belohnte, verdunkelt nicht die Unvollkommenheiten und kleinen Schwächen, die sie darin documentirte. Rahel entgingen weder diese Unvollkommenheiten eines gründlichen Wissens, noch die, freilich nur durch die Umstände herbeigeführten Uebertretungen der weiblichen Delicatesse; sie fand keine Ruhe in der Frau, wie sie sich ausdrückte, und sie war nach ihrer Meinung nie reif geworden, d. h. künstlerisch und politisch so vollendet, wie ihre großartigen Wirkungen sie wol beurtheilen ließen. Ihr Verstand und ihre Geistesgaben waren außerordentlich, aber sie war keine horchende Seele, nie war sie innig; nie als ob sie allein nachdächte, immer als ob sie es schon Vielen gesagt; und das war ohne Zweifel die Schuld der frühen Gesellschaften, die sie im Hause ihres Vaters sah, und welche, wenn auch eine Verschrobenheit durch ihre glänzenden Geistesgaben verhindernd, doch

Manches zwischen ein harmonisches Verhältniß der Seele und der Geistesthätigkeit hineinzwängten, ein Fehler, den Rahel keineswegs besaß, bei welcher Geist und Gemüth einen vollkommen sichern Schwerpunkt erlangt hatten.

Frau von Staël speculirte fast immer bei ihren politischen Werken auf den Beifall, und dies hat auch manchem ihrer Werke heute das größte Interesse geraubt. Diese Speculation und der Zwiespalt zwischen ihrem Verstand und Gefühle macht sich sogar in dem Stil bemerkbar, eine Bestätigung der Buffon'schen Erfahrung: Le style c'est l'homme. Rahel hat in einem Briefe vom Jahre 1818 sich sehr richtig darüber ausgedrückt: „Sehr schlecht scheibt die Staël", sagt sie darin, „oft gar nicht wie eine Französin; ich meine nicht die Stellen, wo sie neue Wendungen gebraucht oder neue Worte; aber es klingt nie, ihr Ohr lockt die Worte nicht, sie stellen sich ihr nicht willig, wie bei den guten Schriftstellern, wie jedes gern dem Meister sich fügt. . . . Alles ist à rebours bei ihr, als striche man Halme aufwärts, keine Süßigkeit: mich dünkt, ich sehe die Worte in Aufruhr um sie her wie fliegende Geister, wenn sie vor reinen Bogen am Schreibtische sitzt; nie wird es Musik; und auch kein Thema hält ihr still; sie schwingt sich hinauf und es

geht mit ihr durch, auf andere los, sie springt auf diese, und so geht es weiter; und auf Schönes auch nur wie von ungefähr los! ... Sie kann kein Buch bezwingen: es geht immer mit ihr durch, und was sie schreibt, ist kein Gesang. Schade, eben wegen der vielen Gaben! denen Eine fehlt, die sie harmonisch machte. Ein stille, unschuldige Seelensphäre."

Der Salon der Frau von Staël glänzte wie ein Nebenbuhler neben dem der Rahel, und dennoch bestand er aus vielfach andern Elementen als dieser. Der Rahel'sche Salon war ein Rendezvous der Schöngeister; ich möchte sagen, daß Politik, Diplomatie, Kunst und die ernsteste Wissenschaft, wie die Theologie und Philosophie, dort belletristisch wurden; diesen Ton hat er immer bewahrt; man pflegte Alles in ihm, was nur irgenwie dem Geiste Nahrung und Ausdehnung zu geben geeignet war; kein Gebiet der Kunst und Intelligenz war von ihm verbannt; aber auch ebenso wenig nahm er jemals einen Coterie-, einen Partei- oder leidenschaftlichen Charakter an. Man feierte in ihm die Hoheit des Geistes und der Poesie zugleich und durch ihn lernte man in Deutschland vielfach den Geist der Frauen achten und verehren. Diesen Charakter trug der Salon der Frau von Staël nicht.

Der französische Salon, älter wie der deutsche,

hat immerdar vornehmlich der Politik gedient und damit auch den Frauen eine größere Wirksamkeit auf diesem Gebiete eingeräumt als irgendwo. Die Salondamen Frankreichs haben immer ein Mittel zum Zweck mit dem Glanz ihrer Zirkel verbunden, und unter den Blumen der Poesie und dem Witzfeuerwerk der Calembourgs und Bonmots spann man in ihnen immer die Fäden der Politik zum Knäuel, oder man entwirrte diesen wol auch. So weit war man in Deutschland noch nicht. Der Rahel'sche Salon, als der erste unter der glänzenden Leitung eines Frauengeistes, diente vor Allem nur, der Schönheit des Geistes und des Herzens von Seiten der besten Geister einen keuschen Cultus zu weihen.

Frau von Staël's Salon verleugnete demnach den Charakter der französischen Salons ebenso wenig: die Politik dominirte in ihm, ja, sie wurde sogar sein einziger Zweck. Die Tochter Necker's hatte überdies in den Salons ihres Vaters bereits die Honneurs gemacht und verstand es, selbst unter den schwierigsten Zeiten ihren Salon aufrecht zu erhalten. Zur Zeit, als der Minister Narbonne regierte und die legislative Versammlung die letzten Angelegenheiten des Königreichs ordnete, versuchte die damals noch junge Demoiselle Necker bereits in ihrem Salon eine gewisse

Einwirkung auf diese Versammlung zu üben, von dem Rechte vollen Gebrauch machend, welches den geistreichen Frauen, oft auch den blos schönen, eine gewisse Macht in der Gesellschaft ihrer Zeit und selbst auf den Staat mit galanter Art und Weise zugesteht.

Dieser erste Salon der Frau von Staël schloß sich, als das Königsthum und der Thron in Frankreich zusammenbrachen und die Guillotine allein ihre Herrschaft übte. Mit ihm zugleich auch der ihrer Nebenbuhlerin, der schönen Madame Roland, welche sich einer bedeutenden Macht auf die Bourgeoisie rühmen durfte, und welche sogar eine Parteiorganisation derselben ins Werk setzte. Das Schaffot leerte auch ihren Salon.

Napoleon war kein Freund der geistreichen Frauen; er haßte sie, weil sie ihm die verfänglichsten Ideologen dünkten; und er haßte Frau von Staël um so mehr, als man in ihrem Salon offen die Feindschaft gegen den neuen Dictator an den Tag legte. Er war ein Mann der Kanonen und des Degens, der sich nicht gegen die Nadelstiche der Witzworte zu vertheidigen verstand und sie überdies für sehr gefährlich hielt. Als eines Tages Frau von Staël ihn fragte, welche Frau, sei sie todt oder lebend, in seinen Augen die erste der Welt sei, legte Napoleon seinen ganzen

Widerwillen gegen die geistreichen Damen an den Tag, indem er lächelnd antwortete: „Celle qui a fait le plus d'enfants."

Frau von Staël biß sich auf die Lippen, und sie rächte sich später durch das bekannte, aber wenig schöne Wort: „Napoléon, c'est Robespierre à cheval."

Der Kaiser verbannte seine geistreiche Feindin darauf nach ihrem Landsitze Coppet, wo sie Hof hielt und ihren Salon zum Sammelplatz aller Feinde Napoleon's machte.

Trotz Napoleon und der Schlachten starb indessen der Salon auch nicht unter dem Kaiserreich aus; aber dem Witz war der Hals gebrochen; der Geist war in die Schnurrbärte und Uniformen, in die Stolpenstiefel und Sporen gekrochen. Die Schönheit der Frauen blieb ihr einziges Recht; das Gespräch über Schlachten, Generale, Bulletins und Armeen ihre einzige Unterhaltung. Erst durch die liebenswürdige und poetische Königin Hortense gewann der französische Salon wieder seine Eleganz und Bildung.

Noch einmal strahlte der Staël'sche Salon in seinem vollen Glanze, als während des Aufenthals der Verbündeten zu Paris, der Zar Alexander selbst die Räume in der Rue du Bac beehrte. Alle Parteien, mit Ausnahme der der Jacobiner, fanden dort Einlaß

und gaben sich dort Rendezvous, bis der Tod der genialen Frau ihn schloß.

Ganz entgegengesetzt dem Charakter des Rahel'schen Salons, der während seines vierzigjährigen Bestehens sozusagen nie die Farbe veränderte, gleich frisch, gleich geistreich und anregend blieb, diente der französische Salon immer der politischen Intrigue und richtete sich je nach der Zeit und dem bestehenden Régime. Selbst unter der Restauration, nachdem Lamartine's Gesänge alle Frauen poetisch, schwärmerisch und literarisch gemacht hatten, und die pariser Salons der Sophie Gay und der jungen, liebenswürdigen Madame de Saint-Aulaire den geistreichen Ton wieder einführten und fast denselben Charakter, wie der Rahel'sche Salon in der Mauerstraße zu Berlin, aufzeigten, behauptete die Politik ihr altes Recht darin, und unter der Aegide der schönen, geistvollen und Alles bezaubernden Fürstin Bagration, webte man bei Poesien und Bonmots die Fäden politischer Netze.

Dies fortwährende Dominiren der Politik in den Cirkeln französischer Damen entspringt aus den socialen, in Frankreich stets mit den politischen Leben verbundenen Zuständen, welche wir in Deutschland vollends entbehren können und vielleicht auch wollen. Mit unserm Witz und Geist, mit unserer Poesie und

Speculation flüchten wir uns nur zu gern in eine einsame Gegend, wie ein Schakal, der seine Beute in aller Seelenruhe verdauen will. Es ist unsere Nationaleigenschaft, alles und jedes Gebiet des Wissens mit Gründlichkeit auszuforschen, ohne die Resultate jedoch nutzbringend mit dem staatlichen und socialen Leben in Austausch zu setzen, wie es fortwährend in Frankreich geschieht. Wir sind glücklich, uns in einer poetischen Welle satt trinken zu können; in einer Wissenschaft uns bis in den Himmel hinein zu speculiren; und wir vergessen darüber Leben, Staat und Welt. Unser sociales Leben hat keinen Vortheil dadurch, daß wir große Dichter und Gelehrte haben; denn wir treiben Poesie und Wissenschaft wie eine privilegirte Auszeichnung, ohne danach zu trachten, sie mit dem socialen Leben in Verbindung zu setzen. Das ist der Unterschied zwischen diesseits und jenseits des Rheins. Wir lernen Alles und verwerthen Nichts; in Frankreich lernt man weniger; aber man beutet dies Wenige zum Besten des ganzen öffentlichen Lebens aus, und so kommt es, daß wir mit unserer Weisheit sogar noch borgen gehen müssen.

Am größten mit erkannte diesen sonderbaren Widerstreit wol Börne, der auch am meisten danach trachtete, denselben auszugleichen. Ihn erzürnte es, daß

Deutschland immer und ewig einen Schneckenlauf trotz seines großen Fonds zur Auferrichtung mache; und in der Zeit, wo er zuerst auftrat, hatte allerdings eine edle, patriotische und hochherzige Seele, wie die Börne's war, allen Grund, über dies schlaftrunkene Deutschland empört zu sein, welches nach allen seinen riesigen Anstrengungen und Opfern, nach seinem Blut und seinen Wunden ruhig — Klöße kochte. Sein Wort und sein Witz schlug wie mit Keulen in diesen Schlendrian hinein, und mit verdienten Geißelhieben suchte er seiner Nation wie einem faulen Knechte Thatkraft einzuflößen: das war der echte, wahre Patriotismus; der edelste Nationalismus eines deutschen Schriftstellers, der gar keinen Grund hat, seine Nation zu lobhudeln, daß sie es hört; sondern zu schmähen, bis ihr die Röthe der Scham in die Wangen steigt.

Die Anerkennung seines Wollens wird auch zu jeder Zeit vornehme Seelen erfüllen, und schon zu jener Zeit hatte er die Hochachtung und Liebe aller Gebildeten, die noch Liebe und Hoffnung für die deutsche Nation hegten. Rahel war entzückt von Börne; er gab ihr Hoffnung und Vertrauen; er war der echte Mann, von dessen Mangel sie überzeugt war und von dessen Streben sie sogar kühne Erwar-

tungen hegte: „Den preise ich Ihnen dringend an", schreibt sie an August Brede, 1819; „er schreibt ein Journal, „Die Wage". ... Mir empfahl es Gentz. Als das Geistreichste und Witzigste, was jetzt geschrieben würde; er empfahl es mit dem enthusiastischsten Lobe; seit Lessing, sagte er mir — nur ein Artikel darin — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob: an Witz, an schöner Schreibart. Er ist scharf, tief, gründlich wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie man soll. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mann. Keck, aber besonnen. Kurz, mein großer Favorit."

Es gab wol Viele in jener Zeit, die noch immer harrten und erwarteten; es gab wol noch Tausende, die von einem glücklichen einigen Deutschland träumten und Andere, die still vor sich hinseufzten, weil sie das Alles eben nur träumten; es waren wol Hände da, die heimlich sich ballten; wol Augen, die Thränen des Zornes hatten — und sie wußten auch warum! Sie Alle jubelten dem frankfurter Schriftsteller zu, der weg von der Leber so frei und energisch sprach, daß es gerade in die Herzen hineindringen mußte; der kein Falsch, keine Gaukelei, keine Schonung kannte,

wenn es sich um seine Nation und Deutschland handelte. Börne war so echt deutsch, daß er darüber zugrunde ging; an seinem Herzen fraß Gram und Grimm, und wenn man seine Worte las, dann grämten sich und ergrimmten viele Hundert deutsche Herzen. Zehn Kronen ist ein deutscher Schriftsteller werth, wenn er wie Börne so recht das blutende, zuckende deutsche Herz herauskehrt; wenn er mit Schmerz und Thränen im Auge auf seine geliebte Nation schlägt und prügelt! — — — — — — — —

Börne, das war das grollende Deutschland.

VI.

Im Anfange der Zwanziger Jahre fing ein Gespenst an die meisten Gemüther in Schrecken zu setzen; dasselbe war bald hier, bald dort; machte bald hier, bald da seine Streiche, und das Volk, ja selbst die Regierungen bekamen Furcht davor. Dieses Gespenst machte alle Menschen rebellisch, gab ihnen allerlei Spuk und Betrachtungen und ließ Einzelne sogar in ein von Seiten der Polizei streng verpöntes Nachdenken fallen. Alle Regierungen, Polizisten, Landräthe und Amtmänner fahndeten auf dies gefährliche Subject; sie riefen die guten Bauern auf, um ihnen beizustehen, und bekamen Entsetzen, als der Verfolgte ihrer mit grobem Hohne zu spotten schien und bald vor ihnen, bald hinter ihnen, bald zu beiden Seiten seine verpönten Koboldsstreiche losließ.

Dieses Gespenst war der Zeitgeist.

Man wußte gar nicht, wo derselbe hergekommen war; er lief ohne Paß und Wanderbuch von Staat zu Staat, hausirte bald wie ein Subscribentensammler, predigte bald ehrbar wie ein Missionar und sprach, trotzdem man ihn allgemein für verrückt ausgab, sehr vernünftig zu den Menschen. Die ihn nun gehört hatten, waren ganz entzückt von ihm, priesen ihn und machten Andere neugierig:

„Wie sieht er denn eigentlich aus?" fragten Diejenigen, welche ihn nicht gesehen hatten.

„O, sehr bunt! Sehr verständig!" antworteten Die, welche ihn gesehen hatten.

Der Zeitgeist war in allen Ecken, der geächtete Ueberall und Nirgends, bald Plundermatz der Jahrmärkte, bald Deutschthümler, bald gar ein sehr ehrbarer Consistorialrath. Das Gefährlichste, was er lehrte, war das Nachdenken. Die Deutschen erlaubten sich einige Betrachtungen über sich selber anzustellen; schnitten saure Gesichter dabei, als hätten sie in einen unreifen Apfel oder in eine Citrone gebissen; sie brummten sogar und murrten, bekamen die seltsamsten Ideen und Schnurren; unterstanden sich selbst von ihren Regierungen merkwürdige Dinge zu fodern — und das Alles hatte dieser Erzschelm, der Zeitgeist gethan. Die Nationalmeinung suchte sich geltend

zu machen und bald puffte sie rebellisch auf in den flotten Turnern und Corpsburschen, paukte mit dem Schläger an die Thüren der Minister, klirrte mit Sporen an den Kanonenstiefeln durch die Salons, bald ließ sie bittend den Ministern eine Audienz abverlangen: genug, der Zeitgeist, der die Deutschen anfing impertinent zu machen, wurde mit Knitteln und Gensdarmen verfolgt; man bläute verschiedene durch und hatte immer noch nicht den rechten; man kam noch mehr in Angst, als man annehmen durfte, der Zeitgeist sei verheirathet, habe vielleicht gar — horribile dictu! — einen ganzen Harem und eine Legion vagabondirender, nach Findelhäusern suchender Rangen.

Endlich gelang es den Anstrengungen der weisen Polizei, diesen infamen Aufwiegler in höchsteigener Person zu fangen; bei der Wartburg und beim Hambacher Feste wurde der Schelm geknebelt und unter Hurrahrufen in ein finsteres Loch gesperrt.

Als man ihn verhören wollte, war der Zeitgeist aber entflohen. Das war das Ende der fürchterlichen Mordgeschichte.

Wenn man auch in Preußen dieselbe Angst vor dem Zeitgeiste hatte wie anderswo, so war doch das Volk dieses Landes mit seinem Könige in ein so pa-

triarchalisches und familienartiges Verhältniß getreten, daß man aus Liebe und Hochachtung für den guten Monarchen sich gern der Mahnungen enthielt und es seinem Willen überließ, die versprochenen Freiheiten einzuführen, wenn es ihm beliebte. Friedrich Wilhelm III. sah aber gar keinen Segen in den neuen Umgestaltungen des Staatswesens und ließ, im Bewußtsein, daß sein Volk glücklich durch sein mildes und weises Regiment sei, alle diese Neuerungen seinem Erben. Und in der That wird ein Volk niemals eine Veränderung der Verhältnisse zu wünschen haben, wenn es sich wohl zu fühlen allen Grund hat. Der Wunsch nach der Freiheit des Volks besteht nicht in jenem erbärmlichen Radicalismus, die Könige und die Regierungen abzuschaffen; sondern in der Einsetzung des Volkselements, in der Anerkennung und Gültigkeit desselben, in den Maßnahmen der Regierung, in der ausgebreiteten Rechnungtragung seiner materiellen und intellectuellen Bedürfnisse. Ein Volk bedarf immer der Regierung, und die meisten sogenannten Volksfreunde sind im Wahne, daß der Name einer Regierungsform schon alle Garantien für die Freiheit des Volks biete. Sie sehen nicht ein, daß unter einer republikanischen Regierung das Volk so schlecht regiert werden kann wie unter einer königlichen oder kaiserlichen.

Die Freiheit des Volks bedingt sich nicht nach dem Modus der Regierungsform, sondern nach dem Geist ihrer Gesetze, nach den Inbetrachtnahmen von des Volks Besten und Nützlichsten. Ein weiser König mit aller monarchischen Gewalt ist der Freiheit des Volks viel ersprießlicher als eine Herrschaft der Parteileidenschaft, die einen Theil unterjocht; oder als das Regiment einer Anzahl von Deputirten, welche, trotz des formellen Repräsentirens des Volkselements inmitten der Staatsgewalt, keinen guten Willen für das Volk und seine Wohlfahrt hegen.

Das preußische Volk unterdrückte um vieler Tugenden seines Königs wegen manche auftauchenden Wünsche; es sah sich wohlmeinend und mit Liebe regiert; Handel und Wandel blühte auf und der König lebte so sehr im Herzen seines Volks durch die Größe seiner bürgerlichen Tugenden, daß man ihm auch durch Lautwerden mannichfacher, wohlbegründeter Wünsche keinen Schmerz zu verursachen suchte. Denn mehr ist einem Fürsten nicht möglich, als mit Liebe und bestem Willen sein Volk zu regieren; — und das wird immer ein Volk mit Dankbarkeit erkennen, weil es die Unvollkommenheit aller menschlichen Handlungen fühlt. Friedrich Wilhelm III. war wie ein Vater zu seinen Kindern, ein Fürst voller Weisheit und mit echtem

Vaterherzen, der überzeugt war, daß ein verändertes System sein Land nicht glücklicher machen würde. Dabei war er reich an königlichen Tugenden. Des berühmten Müllers von Sanssouci Nachfolger war tief in Schulden gerathen. Er geht zum König und bittet ihn, er möge ihn retten und die Mühle abkaufen.

„Das geht nicht", antwortete der König streng.

Der Müller kommt nun schriftlich ein und schildert noch einmal seine verzweiflungsvolle Lage. Der König antwortet ihm, daß Friedrich der Große schon diese Mühle nicht habe erhalten können und er sie auch nicht kaufen könne, weil sie der Geschichte angehöre; aber aus seiner Noth wolle er ihm helfen, damit er in seiner Mühle bleiben könne; und schickte ihm dazu die nöthige Geldsumme. *)

Gewissermaßen war auch gerade die junge Generation in den ersten Zwanziger Jahren weit ab von den Fragen der Politik gerathen und sättigte sich, sei es aus Schlaffheit, sei es aus zu großem Muthe, an dem Byron'schen Weltschmerz, der bald durch Heinrich Heine eine Art von nationaler Färbung erhalten sollte. Man muß den Weltschmerz als das Resultat

---

*) Rahel.

der abgebröckelten Religiosität betrachten, für deren innige Ermunterung sich in jener Zeit nur wenige Geister fanden. Die Geister der Jugend, fast immer schwankend und haltlos, schienen sonderbarer Weise aller Dinge überdrüssig zu sein und keinen Reiz mehr in der Welt zu finden. Sie kannten die Menschen nicht und hatten keine Erfahrungen gemacht; aber aus den Büchern heraus hatten sie das Alles gelernt; sie gebährdeten sich wie Unglückliche, welche aller Illusionen beraubt, aller Hoffnungen baar, sich in die Einsamkeit flüchten. Mit all ihrem Weltschmerz hatten sie keine Gefühle, sondern die Leidenschaften eines reifern Alters; sie schienen überlebt und überreizt zu sein und tranken als Milch die großen Resultate der Weisheit, wozu diese erst nach langen Jahren der Arbeit gelangt war. Der wahre, erhebende Gottesglaube fehlte der Jugend und deshalb brach das Glockenspiel ihrer Gefühle zusammen; denn die wahre Religion, nicht die gelehrte, muß das Herz beleben, will es nicht ohne Halt und Poesie sein und in jenen traurigen Zustand gerathen, der die Jahreszeiten des Lebens durcheinander wirft und den Winter mitten in einen Frühling ohne frische Blumen setzt. Freilich war damals die Atmosphäre derart, daß man wider seinen Willen und unbewußt tausend ungewisse Ideen, tau-

send Unruhen einathmete. Eine große Erwartung arbeitete in den Menschen. Die jungen Leute, welche in dieser Zeit lebten, kannten nicht denselben Gefühlskreis wie ihre Väter; sie hatten zu früh die Luft der Angst und des Schmerzes geathmet.

Entgegengesetzt der unheilvollen Zeitströmung, welche der Jugend die Wahrheit des christlichen Trostes raubte, und sie aus dem Indifferentismus gegen die Religion heute unseliger Weise durch die verkehrte Theologenlehre zum Verspotten, Verachten und Lästern derselben gebracht hat, fing Rahel an, immermehr die wahre, natürliche Religion als den Trost des menschlichen Lebens zu schätzen. Der heutigen Generation lockt es leider ein Lächeln ab, wenn man noch Glauben und Liebe zur Religion hegt; sie möchte in Einem sogleich einen Katholiken oder einen Bigotten erblicken — und erröthet nicht, über Das zu spotten, was doch immer das Heiligste des Menschen bleibt und was ein Jeder hat, wenn er überhaupt eine Seele besitzt. Wie arm, wie beklagenswerth ist diese Lust an der Misachtung des Höchsten! Der Glaube ist uns ja alle Poesie, er verschönt und reizt unser Leben, welches einem elenden, erniedrigenden Vegetiren gliche, wenn nicht ein Schatz unserer Seele uns Trost geben könnte, wo aller menschliche Trost aufhört, und der

Hinblick auf ein zukünftiges Seelenleben uns nicht hinieden schon zum Veredeln unserer Seele treibt. Leider ist die Generation unschuldiger an diesem unseligen Misachten der Religion, denn die Lehrer derselben, welche vergessen haben, daß sie die Lehre der Liebe, der Freiheit und des Edelmuths ist.

Die Religiosität Rahel's war fern jeder Aeußerlichkeit und jedes Scheins; fern jeder Frömmelei, dem krankhaften Gebild einer feigen Seele. Ihre Frömmigkeit, welche das nothwendigste Element jeder edlen Seele und jeder echten Bildung ist, war bei ihr keinesweges düster und herzlos-formell; sondern heiter, kräftig, ohne Wortgepränge, aber unaufhörlich laut ausbrechend — heiter und kräftig, wahr und beredt, wie der Himmel und die Natur, diese Mahnungen an Gott. Die bestehende Gestalt der Religion schien ihr ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths zu sein und zu den Krankheiten desselben zu gehören. Sie hielt, wie sie sagte, zu lange an und wird zu lange angehalten, was ihr beides zum Schaden gereicht. Sie fühlte sehr wohl die Richtigkeit der hohlen, religiösen Formel und das unbewußte Anhalten, welches mit eigensinnigem und leeren Bewußtsein vollführt wird, und, wo Bewußtsein eintreten sollte, nur eine wirkliche,

bewußtlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen erschien.

Man wird vielleicht nun vermuthen, daß Rahel als eine neue Umwandlung der Religion sich eine bloße Vernunftlehre organisirte und dieselbe für ersprießlicher hielt; aber man irrt. Die Vernunftlehre ist Atheismus; die Vernunft glaubt nicht, sie will Beweise, sie will Alles begreifen; die Religion aber soll glauben, weil sie aus dem Herzen und nicht aus dem Verstande entspringt, weil der Glaube und das Herz uns mehr ahnend begreifen läßt, als der Verstand, welcher wie das Auge nur bis zu einem gewissen Horizonte reicht. Diese Herzensreligion liegt in der sanften, gläubigen, liebevollen Mystik, wie sie Saint-Martin lehrte, dieser geniale philosophe inconnu, dieser französische Jacob Böhme, dessen klare Vernunftlehre so reizend mit den Blumen einer heiligen Mystik bekleidet ist. Die Mystik ist des Glaubens liebstes Kind; wo der Verstand nicht ausreicht, hat sie Flügel, um das trostbedürftige, nach Labung ringende Herz in heilige Friedenswohnungen zu tragen; und keine Religion ist schön, ist erhebend, wenn nicht der Mystik ahnungsvoller Geist sie unter dem Glauben belebt.

So ist denn auch Rahel immerfort eins mit An-

gelus Silesius und besonders mit Saint-Martin gewesen. Die scharfe Klarheit und die tiefe Weisheit dieses Theosophen, welche für immer einen Born des Genusses darbietet, verband sich bei ihm mit einer rührenden Naivetät des Glaubens; Gott war das Allesbelebende, Allesregierende, in ihm dachte er und ihn sah er in allen Stücken — und ist diese Demuth, mit der wir die menschliche Misère erdulden, nicht erhebend, wenn wir annehmen, daß Gott der Urheber davon sei und uns immer, trotz Alledem, begleite, schütze und leite? Saint-Martin mußte für Rahel's Geist Alles enthalten, für ihr Herz Alles sein — denn wenn man leidet, so fühlt man sich doch gestärkt und glücklich, da Gott ja bei uns ist, wir uns in seiner Hand wissen und wir glauben, daß er Alles am besten lenkt, was uns gut ist. Glauben müssen wir das; denn im Glauben ruht Trost und Stärkung, die wir brauchen. Wir sehen die Hoffnung auch nicht; aber wir glauben an sie und das erhält uns aufrecht; — und welcher Mensch, selbst der glaubenloseste, hätte jemals der Hoffnung entsagt?!

Unser Christenthum ist so natürlich der menschlichen Seele entlehnt, daß nur die Künstelei daran dasselbe zu verfälschen vermochte. Die Offenbarung ist ein Bedürfniß und folglich auch das des Christen-

thums, welches in seiner jetzigen Gestalt verzerrt worden ist und dereinst vollkommen wieder mit der menschlichen Seele, mit ihren Gefühlen und Poesien zu einer Harmonie sich verschmelzen wird, welche die natürliche Religion errichtet, die Gott und Welt und Menschen zugleich berücksichtigt. Eine solche Vorahnung der natürlichen Religion findet sich bei Rahel, der tiefdenkenden und kindlich-glaubenden; deshalb enthalten ihre Briefe einen so reichen, lautern Schatz der Religiosität, wie sie der freie und doch als Gottes Creatur sich fühlende Mensch bedarf, eine Religiosität ohne Heuchelei, ohne Form, ohne Zwang, ohne finstere Grübelei: Klar wie das Sonnenlicht und rein wie das Gemüth eines Kindes.

Die Mystik ist nichts Anderes als das kindlich fromme Glauben eines menschlichen Herzens; sie gibt uns die Offenbarung, und diese ist ein Bedürfniß, welches sich von selbst in einem frommen Gemüthe erzeugt. Rahel erkannte den Werth derselben; aber auch zugleich die reizlose Gestalt Dessen, was wir Kirche nennen und der das in uns sich von selbst Erschließende so oft fremd bleibt. Das zum bloßen Schattenwesen verflüchtigte Christenthum der Aufklärer konnte Rahel nicht genügen; noch weniger das geistreicher aufgeputzte, aber dem Wesen nach kaum vom

erstern verschiedene der Denkkünstler, welche sich von den Gebildeten die Erlaubniß ausbaten, in den herkömmlichen Ausdrucksweisen fortzureden. Weder das hinterhaltige, unaufrichtige Christenthum der Neukatholiken, noch das starre, buchstabengläubige der protestantischen Frömmler konnten ihre Zuneigung gewinnen. Alle diese Gestalten mußte Rahel zurückstoßen; ihr reines, eifriges Herz, ihr untrüglicher Wahrheitssinn konnte mit solchen Erscheinungen nicht zusammengehen; sie haßte dieses verzerrte, verfälschte Christenthum, und hoffte, daß einst ohne Vermittler die Religion sich mit Gott vollauf verständigen werde, ohne den menschlichen Institutionen, Neigungen und Fortschritten zu widerstreben. Deshalb ihr Entzücken über Lavater, diesen braven, geistreichen, gütig-ungeduldigen Philosophen mit so vieler wahrer, erhabener Religion; deshalb ihre Liebe zu Saint-Martin, diesem tiefen Denker und gläubigen Mystiker, der die Demuth lehrte, um die Erhebung zu haben und in der Seligkeit nur die ewige Aufeinanderfolge immer neuer Ueberraschungen sah.

Die religiösen Vorstellungen Rahel's tragen das höchste Zeichen seltener Begabung an sich, daß in ihnen die größten philosophischen Gedanken sich mit der lieblichsten Kindereinfalt vereinigen, und zwar ohne

jede so oft angebrachte Manierirtheit und gezwungene Naivetät, die nichts anderes als Heuchelei ist. Die besondere Eigenschaft und Kraft, die in jedem dieser Endpunkte geistiger Auffassung liegt, wurde durch Rahel's Gemüths- und Geistesfülle wie in einer gemeinsamen Mitte zusammengezogen, und brach mit einer neuen Energie, die aus der Vereinigung entspringt, in herrlichen Blitzen und lieblichen Schimmern hervor. Daß es dasselbe Herz war, welches so litt, so gerührt war; derselbe Geist, der so kühn dachte und aufstrebte; derselbe Sinn, der so lebhaft und vielseitig für diese Welt erschlossen, sie so innig zu verstehen und zu genießen fähig war; daß es dieselben Gaben und Anlagen waren, die sich mit reinstem Vertrauen und völliger Ergebung dem Höchsten zuwandten, dies in Allem suchen und ehren, sich ihm ganz unterwerfen wollte, mit freiester Selbständigkeit und kindlichster Hingebung: — darin liegt der stärkste Reiz und die **höchste Kraft, die wahre Religion, die natürliche Religion. Die philosophische Tiefe ermessen und aus ihr schöpfen — und mit seinem gedankenkundigen Geist sich in Erkenntniß seiner Schwäche wieder zur Kindernaivetät herabsenken: — das ist die sublime Religion, die freie, echte, wahre, gläubige, fromme Religion, die sich nicht lehren läßt durch Dogmen,**

sondern die sich selbst lehrt durch die eigene geadelte Seele.

Die neue Religion, welche sich Rahel gewissermaßen bildete, war demnach nichs weiter als die Retablirung der urchristlichen Religion, die sich durch die Zeit, die Deutungen und Priester theils zu einem verdunkelten System, theils zu einem kalten Formelwesen umgewandelt hatte. Das Streben der Seele nach ihrem Urheber ist für sie das Gebet; das Herz bedarf Dessen, wenn es sich zu höherm Flug der Gefühle erheben will; das innige merkbare Bedürfniß des Geistes nach seinem Schöpfer ist die Religion, die Regung des Glaubens, die da lehrt, daß ein Gott im Himmel sei und daß er Dem lohnt, der ihn sucht. Gott ist Alles und nur Gott, den wir nie begreifen, weil er nichts Menschliches hat; aber den wir stets ahnen, weil er ein Theil in uns ist.

Die von wahrer Religion durchdrungene Seele kann die Persönlichkeit Gottes sowol wie die Unsterblichkeit der Seele nicht ängstigen; hat sie edle Gedanken und begreift sie sich selber, so bezweifelt sie keins von beiden. Gott und seine Existenz und die Unsterblichkeit der Seele, das sind die beiden belebenden Mächte des Glaubens, die allein fromm zu machen vermögen und die uns Trost spenden, wenn eine

seltsame Gewalt, uns still und einsam, fernab von den Menschen, zum Gebete zwingt. Es mag rohe Seelen geben, die sich des Gebets in edler Form entschlagen können; aber selbst die roheste sucht es dennoch auf, wenn das Unglück sie mitleidslos zerreißt. Häufiger aber ist es, daß die Menschen aus erbärmlicher Lebensphilosophie oder aus Scham das Gebet negiren, und doch im Stillen beten. Die Religion steckt einmal im Menschen und wer eine Seele hat, hat auch Frömmigkeit: wer ein Herz hat, hat auch Religion. Das Gebet ist aber Nichts, als eine Zuflucht zum Herzen.

Es würde eine Lücke in diesem Gemälde entstehen, wenn hier die Erörterung Rahel's über das Gebet fehlte, welches für ihr reges, feuriges Verhältniß der Seele zur Gottheit ein höchster Ausdruck desselben bilden mußte. In einem Briefe an den Grafen Custine, 1817, schreibt sie folgendermaßen:

„Ich muß sagen, daß ich es nicht verstehe, wie man sich mit Bedacht zu irgendeinem Seelenzustande, mit Geflissenheit oder Willkür, stimme! Nur zu einem Guten in der Welt muß man sich zwingen, und nur das eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt sich bei mir wenigstens gar nicht erzwingen.

Am allerwenigsten das Gebet; das Gebet durch Gebet. Dieses Ausströmen der Seele! Wo sie losgelassen sein muß von allen Gedanken und Banden des hiesigen Daseins, welche ihr nur Angst oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abstreifen können! Jeder Gedanke hemmt alles Gebet; ist selbst ein Gebet auf andern Wegen unserer Seele entströmt; oder halten Sie die natürliche Gabe — Kraft, Macht und Fähigkeit — denken zu können, zu müssen, nicht eben für ein Band zwischen uns und dem Höchsten, was wir zu fassen vermögen? Unsere hiesige Gefangenschaft, Lehrschaft, spaltet diese Gaben der Zeit nach, und scheinbar dadurch, der Art nach; ist nicht eine so wundervoll, prachtvoll und furchtbar, uns zum nicht zu fassenden All hinreichend, als die andern? Wenn wir denken, können wir nicht beten, und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchsten, alles verstehenden Geist? Ist Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? — Verstehen, begreifen muß ich Gott; immer mehr von ihm, durch ihn wissen; empfinden muß ich ihn; mit ihm sein können; so viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte sinken, die Verständnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerste von uns, das

Herz, erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angst, dann strömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Dasein hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft, eben weil die andern Kräfte schweigen, aufzufahren, ohne hiesige Bedingung."

„Ein Gedanke an Gott ist beten. Gründlich, recht, angestrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen ist beten. Heilige, fromme, ernste, rechtliche Vorsätze sind beten, Wenn sonst hier nichts, und nichts besseres zu thun wäre, als Beten, Lavater's Beten; wie müßte ich mir den höchsten Geist denken? Ich soll beten, bis er mich erhellt, wieder zu sich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er sich so sehr bitten? Oder ist es eine selbstsüchtige Arbeit, ein Weiterschreiten, das Beten, so ist es das Denken auch; und dem lieben Gott gewiß lieb! Es ist überhaupt kindisch — meinen besten Menschen kann ich diesen Gedanken nicht als ein Geheimniß verhehlen! — vom lieben Gott zu sprechen, und den anders als in der Person der Vernunft und Güte in unsere Angelegenheiten einzuführen. Wir sind gezwungen, einen höhern, einen höchsten Vernunftgeist, der sich und Alles versteht, anzunehmen; das angst- und entzückenfähige, helle, für das Licht der Erde

blinde Herz bedarf eines Vaters, an dessen Hand es sich schmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verstehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu fassen über uns steht: und ewig legen wir seinem Urtheil, seinen Absichten unsern Maßstab an; den höchsten, den er uns gab, das ist Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Persönlichkeit, in ihrer Persönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wissen wir von einander, und verkehren wir miteinander. Dies hat uns Gott verliehen. An den beiden, Entzücken und Verzweiflung: an beiden Enden einen gedankenlosen élan; Gebet! Den können wir aber nicht machen; sonst ist es ein Beten um Dies und Jenes; welches sich kindisch den ganzen Tag executirt. Innere Erleuchtungen, Wunder, Alles ist möglich; mir sind sie nicht fremd, ich erwarte sie immer: und glaube sie ehrlichen Menschen. . . ."

VII.

Es geht vielleicht aus der bisherigen Schilderung der Zeit, welche Rahel wie eine prophetische „Thyrsusschwingerin" der Zeitgedanken begleitete, hervor, daß ihre Epoche für Deutschland eine großartige des Untergangs zu neuer Gestaltung war. Was man auch sage, in ihr wurde all jenes gediegene geistige Material aufgehäuft, welches wir, lachende Erben jener Zeit, allmälig zu verarbeiten anfangen, bald hier ein Stück vergolden, bald dort eins mit einem andern zusammensetzen, damit nach uns noch der erhabene Tempel unserer Geisteseinigkeit und Geisteshoheit gezimmert werde. Wir Alle bauen daran, selbst unwissentlich, und immer mit dem Material jener großen Epoche, welche zwischen der von 1789 und der Julirevolution eingeklemmt liegt; unser Tempel ersteht und Niemand sieht ihn gleichwol bisjetzt; es wühlen

unsere Maulwürfe erst den durchwurzelten Boden auf; es hacken finstere Köhler erst die faulen Stumpfe davon weg; die Gruben werden erst gegraben, die rohen Steine erst behauen; die Balken erst geschnitten, das Erz erst gegraben, gereinigt, gegossen und vergoldet: eines Tages wird im Gold einer keuschen Aurora die rothgolden glühende Zinne des Tempels unserer geistigen Freiheit und Einheit weithin mit seinem Kreuze in die Auen des deutschen Landes herabstrahlen; der Vorhang wird abwallen vom Gerüst und mit dem Jubeltusch der deutschen Fanfaren wird sich die laute Bewunderung eines kraftgestählten Volks mischen. Zeigt man denn Monumente, ehe sie vollendet sind?

Diese Uebergangsepoche mußte gewissermaßen einen Schlußstein erhalten. Das Volkselement lag früher roh, träge und verachtet im Staube des Staatenlebens; die französische Revolution blies den Staub hinfort. Mit dem Sichtbarwerden und Erkennen des Volkselements befruchtete es die Aristokratie der Geburt und des Geistes, als eine Missionarin der Zeit und der Geschichte; das Volk wurde durchgeistigt, erwärmt, belebt, und es regte sich. So vorbereitet, trat die Geschichte heran, um die Kräfte des Volks zu prüfen und seine Mission, nach der der Aristokratie, ihm vorzuzeichnen.

Das Volk kämpfte und zeigte seine erstaunliche Kraft. Nun nahm es seinen Platz in dem Staatenleben ein; aber man verweigerte ihm denselben, man stieß es wie einen Eindringling zurück; man wollte es nicht mehr anerkennen. Doch vergebens! Das Rad der Geschichte drehte sich nicht zurück, und durch den ihm zäh geleisteten Widerstand erstarkte immermehr das Volkselement, berufen, für die Zukunft das herrschende zu werden. Es fehlte ihm nur noch der Wegweiser dafür; es bedurfte nur noch einer Organisation seiner intellectuellen Macht; es mußte ihm erst noch das Vorurtheil entwunden werden, daß nicht die physische Gewalt, sondern die geistige Hoheit Königin der Zukunft sei; daß sich im Volk alle großen Keime dazu schon erschlossen hatten, und nur in ihm allein der große Fond aller Intelligenz sich gesenkt.

Dieser Lehrer, dieser Erklärer, Deuter und Wegzeiger fehlte noch, der mit der Erkenntniß das Volk auch den Gebrauch seiner Macht lehrte. Dieser nothwendige Geist war Hegel.

Dies halten wir für das Resumé unserer sich nun zum Schluß senkenden Darstellung, welche zugleich eine große Epoche unserer geistigen Vorbeireitung abgrenzt. Indem wir Rahel begleiteten, fanden wir

alle großen Anknüpfungspunkte für die Wesenheit ihrer Zeit, und so auch gegen den Abend ihres im steten Geistesschaffens thätigen Lebens, die letzten Bahnbrecher der Gestaltungszeit, in der wir heute mitten inne leben. Ihr Kreis, enger und traulicher gezogen, enthielt viele ihrer langjährigen Freunde und Verehrer, und die letzte Gruppe jener Geister, die einen Markstein der Epoche bilden, welche wir zu schildern versuchten. —

Am vornehmsten als Geist erscheint darin Hegel und seine Philosophie, welche, wie wir schon andeuteten, die Vollendung der Vorbereitungs- und Uebergangsepoche bewirken sollte.

Kant begann und organisirte die Speculation über das Absolute; damit entrückte er den Menschen vollständig der Welt und spornte den menschlichen Geist einzig und allein an, das Mysterium der Gottheit zu überraschen. Fichte wurde schon menschlicher; er ging vom Ich aus, vom Individuum, welches er zum ersten Platz in der Geschichte berief; Schelling stellte die Natur neben die Gottheit; der Mensch wurde nun erst wieder der zweite Factor der Geschichte, was genau der allmälig unter der Restauration Mode gemachten Verächtlichkeit gegen das Volkselement entsprach. Schelling war ein reiner Reactionär der Ge-

schichte; für ihn war das Volkselement Nichts, eine ideenlose Masse, ein Teig, den man kneten mußte, wie es gerade beliebt war. Hegel zuerst ergriff die Geschichte in ihrer wahren Strömung; er setzte die Idee auf den Thron und die Idee war das Volkselement, war die Freiheit. Die Apathie und nebelvolle Gedankenwirrniß, welche Schelling dem deutschen Volksgeiste beigebracht hatte, war nahe daran, von neuem das Nationalelement in vollständigen Schlaf zu senken und durch den Mohn seiner Lehren alles aufgewachte Streben wieder lethargisch einzustarren. Da kam Hegel zur rechten Zeit; aus den kleinen Kreisen seiner Verehrer flog bald der erfrischende Geist seiner Lehre durch ganz Deutschland. Die Häupter hoben sich wieder gekräftigt auf, das Volk wurde wieder vollständig wach und lauschte der neuen Lehre, die ihm alle seine Kräfte und Mittel klar machte und den Gebrauch derselben für die Zukunft lehrte. Das ist das große Verdienst Hegel's, das deutsche Volk zur Erkenntniß gebracht zu haben; von nun an begriff es, welcher Fond in ihm ruhe, welche Mission die Geschichte von ihm erheische und welchen Weg es einzuschlagen habe.

Das deutsche Volk war mit seinem frischen, starken Gedankentrieb nach und nach durch mancherlei Maß-

regeln der Regierungen in seinerr Energie abgeschwächt worden. Seine Gedanken hatten sich gekrümmt, zersplittert und in einem Anfall von verzeihlicher Migräne fing es wirklich an zu glauben, was ihm die Regierungen sagten, daß es nämlich gar Nichts zu denken habe. Hegel sagte aber, daß der Mensch denkt, daß er denken soll; und diese Wahrheit schlug das deutsche Volk wieder vernünftig. Alle Menschen sind vernünftig! rief es Hegel nach und freute sich darüber, daß es auch dazu gehöre: freilich war dies eine Art der Rebellion; aber auch die Rebellion macht Geschichte.

Die Logik Hegel's vervollständigte den Gedanken, daß alle Menschen vernünftig seien, an und für sich schon einer der vernünftigsten Gedanken. Die Form der Vernunft ist, frei zu sein; das ist ihre Natur. Die Pflanze verliert sich nicht in eine willkürliche Entfaltung; sondern der Keim bedingt ihre Entwickelung. Anders aber ist es mit dem Geist; in ihm fallen Anfang und Ende zusammen; sie sind eine und eine einzige Natur; sie sind einer für das andere. Indem sich der Geist entfaltet, tritt er aus sich heraus, entwickelt sich und kehrt auch zugleich in sich selbst zurück, um von sich selber Act zu nehmen. Dieses Zu-sich-selbst-kommen, wie Hegel sagte, dieses Sich-selbst-

begreifen muß als das höchste Ziel des Geistes betrachtet werden. Alles was im Himmel und auf der Erde sich ereignet, was fortwährend entsteht und sich bildet, das hat zum einzigen Zweck die Selbsterkenntniß des Geistes, der sich finden und Gegenstand seiner eigenen Thätigkeit werden — der sich selbst werden soll. Dann ist er frei.

Hegel erweckte damit das Volk und ließ es über sich selbst nachdenken; auch zerstörte er, und das war unendlich wichtig für die geistige Entfaltung, das gewöhnliche Vorurtheil, welches in der philsophischen Wissenschaft nur eine Beschäftigung von Abstractionen und eiteln Allgemeinheiten sah; das war durch Schelling eingeführt worden und Hegel schaffte es ab. Wol wies auch er, wie es nicht anders sein konnte, die Philosophie in die Domaine des Gedankens und gab ihren Inhalt als einen abstracten an; aber doch nur in der Form und in dem Element. Die Idee ist wesentlich concret, sie ist die auf verschiedene Weise geendigte Einheit; sie besteht nicht in eiteln Allgemeinheiten, sondern in einem Allgemeinen, welches in sich das Besondere und Abgeschlossene enthält; die Idee ist die Quelle des Lichts, das System der Nothwendigkeit und der Freiheit. —

Eine solche Lehre konnte ihre Einwirkung nicht

verfehlen; das Volk wurde vermöge derselben und durch dieselbe zu neuen und edlern Anschauungen, theils über sich selbst, theils über den Staat und die Berechtigung seines Elementes darin, gedrängt. Es lernte zuerst sich selbst und seine Bestimmung erkennen; es recapitulirte die kurze Vergangenheit seines Erstehens und suchte in sich den Fond der Erfahrung und Intelligenz zu mehren, zu sondern, zu befruchten und allmälig mit dem großen öffentlichen Leben in Harmonie zu setzen. Die Nachwirkung der Hegel'schen Philosophie war der einzige Pulsschlag, den die junge, sich von nun an bildende Demokratie besaß, mindestens derjenige, der wirkliche Lebensthätigkeit bewirkte. Die Idee zur Königin machen, den Geist, die Intelligenz, den Gedanken auf den Thron erheben, das ist noch heute unser Ringen und Streben, unsere Zukunft und unsere Mission. Nur wer dieser Arbeit seine Kräfte leiht, darf von der Zukunft Etwas erwarten.

Der Rahel'sche Kreis in den Zwanziger Jahren hatte neben Hegel noch seinen Schüler Eduard Gans zum Mitgliede, welcher vornehmlich durch seinen Streit mit der historischen Rechtsschule Savigny's und seine Lehre von der Rechtsphilosophie im Sinne der Hegel'schen Idee berühmt geworden ist. Heinrich

Heine repräsentirte in ihm die letzte wunderholde Blüte der deutschen Romantik, die stets sorgsame Pflege in dem Rahel'schen Salon gefunden hatte, und von Heine nun selber todtgedrückt wurde; denn in der Welt hatte sie ihre Mission erfüllt und war längst weiter gewandert. Heinrich Heine war damals jung, sprudelnd voll Witz und Geist, ein flotter lebenslustiger Student, der zwischen Himmel und Erde dichtete, bald über den Himmel weinte, bald herabblickend, über die Welt ins dämonischste Lachen gerieth; es kam ihm Alles sonderbar vor, bald melancholisch und bald spaßhaft; in dem Rahel'schen Kreise lernte er überdies durch Gans und Hegel jene dialektische Spitzfindigkeit, die später seinen Schriften das attische Salz verlieh. Dankbar für die Zuneigung der Rahel Varnhagen, widmete er ihr das „Lyrische Intermezzo", und fand durch die ausgebreitete Bekanntschaft seiner Gönnerin bereits ein geackertes Feld für seinen Ruhm, der ihn für sein „Buch der Lieder" und seine „Reisebilder" belohnte.

Wenn wir mit diesen Männern die letzten wirklich großen und einflußreichen Schöpfungen jener Zeit Rahel's berührt haben, so können wir auch nicht verfehlen, die Fortpflanzung eines der Hauptelemente jener Epoche anzudeuten.

Ueberhaupt machte sich die neue Zeit schon durch den verschiedentlichsten Anstoß der Intelligenz zwischen den Völkern geltend; es begann ein Austausch der Ideen und nationalen Speculationen, wie er niemals in der frühern Zeit bestanden und bemerkbar gewesen, weil die Völker sich mit ihrem Wissen und Forschen fast hermetisch voneinander abgeschlossen hatten und eine jede Nation es verschmähte, etwas von der andern zu lernen, oder sich anzueignen. Dieser Dünkel und falsche Hochmuth war schon zerstört; die Intelligenz, ein Kind des 19. Jahrhunderts, welches zum Mann heranreifte und die Herrschaft führen wird, hatte bereits die hemmenden Barren herabgerissen und ein Anfang der universalen Herrschaft des Geistes gestaltete sich. Die Grenzen der Länder waren für den Geist nicht mehr da; dieser ging jetzt zollfrei aus einem Reich in das andere und lehrte und erschloß neue Gedanken. Der Beginn der geistigen Herrschaft war da; der Austausch der Gedanken fing an; die eine Nation suchte sich das Beste und Nützlichste von der andern anzueignen und wetteiferte alsdann, durch die Producte der Intelligenz die andere Nation zu überflügeln: — und dieser immer eifrigere, immermehr gesteigerte Wettkampf der Intelligenz der Völker, muß er nicht zuletzt eine unendlich vielseitige Bildung, eine

unendlich hohe Aufklärung, eine allmälige Gleichmäßigkeit derselben, und damit ein einziges Reich der Intelligenz hervorbringen? — Unstreitig ist dies der Zweck unserer Existenz und das Anstreben der immer vollkommener sich ausbildenden Menschheit, die in der Lösung dieser Herkulesarbeit ihre Bestimmung hat. Die Nationen müssen zuletzt Eins werden durch den Geist, und der Geist ist die Freiheit, die Vernunft und die eigentliche Menschenwürde; er muß und wird über den Trümmern der alten Herrlichkeiten, die ihn gepflegt, über den Ruinen der barbarischen Zeitalter und einer gedrückten, verpuppten Menschheit sein weites Weltreich gründen; das Alte zum Pfeiler desselben, die Intelligenz zur Königin!

Sehen wir ab von der französischen Revolution, der Hebamme der neuen Zeit, welche ihre Ideen in Hunderten von Atomen allen Völkern übersandte und auf dem ganzen Weltall den Keim eines einzigen großen Gedankens vertheilte, so finden wir die erste Fortpflanzung eines Hauptelements jener Epoche überraschend deutlich in der Romantik. Die Romantik war ein deutsches Kind, eine aufblühende deutsche Jungfrau in weißem Flügelkleide und mit blauen, treuherzigen Augen, geboren von der revolutionären Idee, und doch ein angebetetes königliches Kind. Aber beim

Grollen der Kanonen, beim Getümmel der Schlachten und Kämpfe, beim Klirren der Schwerter und dem Geächze Ringender und Sterbender flüchtete sie sich erschreckt und voller Angst in die blauduftigen, stillen Hochgebirge Schottlands; dorthin, wo das Meer in märchenhaftem Kosen an die Felsgeklippe murmelt; wo die nackten Berge, die moosigen Felsen, die alten Castles und Hochschotten sind. Und aus den vom Abendroth goldgeglühten Scheiben alter Burgen und Edelhöfe sandte sie, im schottischen Gewande, tausend Grüße nach dem Mutterlande Deutschland. Walter Scott's duftige Moosblumenromantik, mit den Sagen Altschottlands, mit den Helden und Räubern, den Aebten und Königen, mit dem ganzen in lieblichen blauen Aether gezauberten Mittelalter trat an die Stelle der deutschen Minne- und Ritterromantik, als das erste große völkerwandernde Element der neuen Zeit.

Aber mit diesem ersten Fortpflanzen desselben aus Deutschland nach Britanien war die Botschaft der keuschen romantischen Jungfrau keineswegs erfüllt. Sobald der Friede sich wieder auf die Auen von Frankreich gesenkt hatte und das Scepter des Heiligen Ludwig von neuem das Land der Troubadours beherrschte, zog die Romantik auch dorthin, kleidete sich

in das kokette, graziöse Gewand französischer Eleganz und rief die alten Troubadours und Ritter, die gothischen Bauwerke und Schnitzarbeiten, die schauerlichen Sagen und Thaten des gothischen Zeitalters wieder ins Leben. Victor Hugo's „Notre-Dame" war das letzte große Denkmal, welches die romantische Muse von ihren begeisterten Rittern gesetzt erhielt; ein wunderliebliches, kunstvolles und mit allem Zauber der Phantasie vergoldetes Monument ihrer Herrschaft; der Schwanengesang, der Thränen und Seufzer entlockte, die Herzen zum letzten male in die Sphären der Schwärmerei und der keuschen Minne trug, und der wohl bewies, wie echt schön die Romantik in ihrer veredelten Form war, — eine wie wunderholde Leier sie besaß, die, ehe sie nun brach, die schönsten Töne gab.

In den Abgrund der Julirevolution stürzte sich darauf die Romantik hinein; sie war eine Sphynx, deren Räthsel gelöst worden.

Wenn demnach auch die Romantik bei den verschiedenen Völkern eine eigenthümliche nationale Färbung annahm, so war sie doch immerhin eine deutsche Natur und ein Pflegekind des Rahel'schen Kreises, welches diese bis zu seinem Verscheiden nicht unbeachtet ließ. Walter Scott's Poesien und Romane ent-

zückten ganz Deutschland, und umsomehr, als die Romantik in ihnen einen neuen und gewaltigen Zauber durch die Verherrlichung des historischen Stoffes gefunden hatte. In Deutschland fing die Geschichte schon wieder an zu schlafen; in Walter Scott's Romanen blühte sie auf; aus dem duftigen Aether des Mittelalters hoben sich die Monumente hervor und mahnten auch uns an die Vergangenheit, an diese kaiserlich-romantische Heldenzeit Barbarossa's, die für verzweiflungsvolle Augenblicke noch heute unsern innigsten Trost birgt.

Dies historische Element umkleidete die Romantik auch in Frankreich; es schien ihr letztes Stadium, ihre Form der Vollendung und vollständigen Entfaltung zu sein. Ja, noch mehr, in „Notre-Dame" erhob sie sich zur reinsten Kunst; sie beseelte eine große Kathedrale und eine reiche Architectur; der erste Band dieses Romanes hat gar keine Person, sondern nur eine Kunst, ein historisches Denkmal zum Stoff; er ist selbst ein großes Meisterwerk gothischer Architectur, das wir bewundern, das wir sehen und lebendig vor uns hinmalen können. „Alle, welche noch die Unschuld des Geistes besitzen", schrieb Rahel 1831 an Victor Hugo, obgleich dieser Brief nicht abgesendet wurde, „Alle, welche mit ihrem Urtheil frei einem Buche

gegenüberstehen, werden Notre-Dame und seinen Autor lieben.“ Und so war es auch mit Victor Hugo's folgenden Poesien, besonders mit seinen „Orientales“, jenen mit südlicher Glut und orientalischer Farbenpracht gedichteten Gesängen, die an Zauber der Sprache und Schmelz der Worte unübertroffen bleiben werden. Rahel schwelgte in dieser neuen romantischen Poesie, welche mit goldenen Leiern und entzückenden Tönen die Muse Frankreichs krönte, während Deutschlands Poesie auszuruhen begann von dem glänzenden Spiel und dem reichen Gesange.

Die französische Literatur gewann überhaupt um diese Zeit Rahel's vornehmstes Interesse. Es blieb ihr keineswegs verborgen, daß diese junge Schöpfung Frankreichs die neue Zeit ihrer Entwickelung entgegenführen werde, und daß alle jugendlichen Geister, die anfingen sich Lorbern zu holen, trotz aller Kämpfe und Wettstreite einem gemeinsamen großen Ziele zusteuerten, welches den Schluß unserer neuen Zeit bilden wird, nämlich die Thronerhebung und die Autorität der Idee, des Geistes, der Intelligenz, der Menschenwürde. In allen Zweigen der französischen Literatur begann eine erstaunliche Regsamkeit; die Philosophie, die Geschichtschreibung, die Poesie rang mit der alten Zeit und warf dieses klapprige,

15 *

hohlwangige, überlebte Geschöpf zu Boden; in allen Richtungen feierte man die neue Epoche, welche angebrochen war, und strebte auch mehr denn in jedem andern Lande danach, ihr fortwährend neue Stützen und neue Pfeiler zu errichten. Diese Rührigkeit jenseits des Rheins begrüßte Rahel mit Freuden; die französische Literatur, das fühlte sie, war ohne Zweifel berufen, den menschlichen Geist auf den durch die Revolution blosgelegten Gebieten fortzuleiten, die Probleme zu lösen und der neuen Zeit Form und Gestalt zu verleihen. Mit Riesenschritten trug sie die menschliche Speculation fort; jedes neue Feld suchte sie zu ebnen, jeden Fortschritt zu bewerkstelligen, oder den gemachten festzustellen. Aber in ihr ruhten auch die Petarden und Granaten, welche als eine Waffe gegen die Feinde der neuen Zeit zum Gebrauche vorbereitet lagen, und welche, als die Zeit den neuen Kampf heraufbeschworen hatte, ihre Ladungen und Feuerfunken rings entsandten und einen bourbonischen Thron zum zweiten male zertrümmerten.

Welche wichtige Auffassung von dem Geiste und Streben der französischen Literatur Rahel hatte, bezeugt ein Ausspruch von ihr im Jahre 1823, kurz nach dem Erscheinen des ersten Werkes von dem damals noch sehr jungen Thiers: „Les Pyrenées et

le midi de la France": „Thiers' Buch über die Pyrenäen und das mittägliche Frankreich", sagt sie, „ist ganz vortrefflich! Gar nicht wie ein Franzose: es ist unglaublich, daß dies ein so junger Mensch und ein Franzose geschrieben haben soll! Es ist ein ordentliches Pulsfühlen, wie weit diese Nation fortgeschritten ist. — Wenn das Rousseau von seinen Landsleuten erlebt hätte! — Das Buch ist voller Thatsachen, voller gesunder Ansichten; über das spanische Grenzland erhält man die größten Aufschlüsse; der Artikel Marseille ist vortrefflich, Thiers hat Anlage zu einem Staatsmann. Er sieht, was da ist, und mit der Sache ihren Grund zugleich: ein Dichter ist er uns im Ausdruck; das heißt, er weiß, was er gesehen hat, nachzubilden in unendlichem Gebrauch seiner Sprache."

Thiers war und wurde gewissermaßen der Repräsentant des gesammten französischen Literaturgeistes seiner Zeit, nicht hinsichtlich der Größe desselben, sondern in Bezug anf dessen Anschmiegen an die Wirklichkeit, an das Leben, an das politische und sociale Getriebe. Wir Deutschen sind sehr gescheidte und weise Leute; aber unsere Literatur ist eine Schwebeliteratur; ein reiner Geist weht in ihr, der sich viel zu keusch und erhaben dünkt, um sich mit dem öffent-

lichen Leben zu vereinen. Die Franzosen dagegen fingen an, all ihren Witz, ihre Poesie und ihren Geist dem längern Cultus eines idealen Götzen zu versagen und widmeten Alles dem sichtbaren Leben; sie schmiegten Alles an die Politik, als eine hohe Berücksichtigung der intelligenten Menschheit; sie setzten Alles mit der Wohlfahrt des socialen Lebens in Verbindung, als des Strebens der zur Anerkennung gekommenen Menschenwürde; die kleinste Poesie, der kleinste Ausdruck Dessen, was Literatur besagt, verschmolz sich mit dem großen Zweck unserer Aufgabe, die durch die Macht und Majestät des Geistes die Vervollkommnung des Menschenlebens zum Zwecke hat; nicht für eine specielle Nation allein, sondern für die gesammte Menschheit. Und in diesem Streben ist denn auch in jedem Zweige ihrer Literatur Großartiges von den Franzosen geleistet worden worden. Denken wir nur an Saint-Simon, Fourrier und Wronski; an die Geschichtschreiber Augustin Thierry, Michelet, Barante und Mignet; an die socialistischen Romane, an die Lieder und Chansons Béranger's und an die kleinen, aber zündenden Proverbes von Theodor Leclerq. Das Herauskehren, das Inlichtsetzen des Volkselements ist ihr Ziel, welches sie Alle und der gesammte französische Literaturgeist vor Augen haben; dasselbe in Verbindung

mit Wissenschaft und Poesie, mit Politik, öffentlichem Leben und Streben, mit einer historischen Idee und mit der menschlichen Wohlfahrt zu setzen, das belebt und durchgeistigt sie seit dreißig Jahren, und hat heute auch uns endlich zur Erkenntniß dieser Aufgabe unserer Zeit gebracht. —

Rahel, welche von Oelsner auf den kleinen, jungen Thiers aufmerksam gemacht wurde und auch mit dem damaligen Advocaten in briefliche Verbindung trat, ahnte schon die Zukunft dieses feinen, durchdringenden Geistes und sah in ihm im Ernst einen künftigen Minister Frankreichs. Erst nach ihrem Tode sollte sich erfüllen, was sie vorausgesehen hatte, und was damals, trotz des großen Werthes der ersten literarischen Arbeit Thiers', wol nur sehr Wenige außer ihr gedacht haben mögen. Denn wer und was war Herr Thiers im Jahre 1823? — Ein einfacher Advocat, weiter Nichts.

Adolphe Thiers, geboren 16. April 1797 zu Marseille und verwandt mit André Chénier, kam 1815 nach Aix, wo er mit seinem Landsmann Mignet zusammen studirte und sich demnächst als Advocat installirte. Wenn man in Frankreich Glück machen will, muß man in Paris sein: Thiers und Mignet, zwei Seelen und ein Gedanke, wanderten denn nach Paris,

zwei Advocaten, die Beide mehr werden wollten. Herr Thiers wußte sehr wohl, daß er nicht stehen bleiben werde; er sah sich die Welt an und machte seinen Plan. Die Restauration stand damals in Blüte; die Liberalismus unter Benjamin Constant, Perier, General Foy, Sebastiani und Lafitte, denen sich auch bald mit Châteaubriand die gesammte französische Jugend unter klingendem Spiele anschloß, bildete eine gewichtige Macht; der Journalismus fing an, von den ersten Geistern gepflegt, eine Vorschule der Staatsmänner zu werden: Thiers roch dies und ging zum „Constitutionnel", der sein Glück machte.

Der junge Verfasser der Pyrenäenreise war ein Mann des Genusses, der Eitelkeit und des Ehrgeizes; er bekam eine Leidenschaft für die Malerei und schrieb Kritiken über den Salon von 1822; er suchte sich den Weltton anzuschleifen, den er noch nicht besaß, schaffte sich Pferde an und ritt sie spaziren; er wurde Bonvivant, Dandy, und studirte nebenbei die französische Revolution, deren größter Geschichtschreiber er bald werden sollte; verschlang Laplace und Lagrange und entsagte einer schwärmerischen Liebe von Aix her, die nicht gut zum Staatsmann paßte. Ueberdies machte er die Mode des Duells mit; der Vater seiner verlassenen Geliebten, der seine und seiner Tochter Ehre

durch die Verweigerung Thiers', sein Versprechen der Heirath zu halten, für beleidigt hielt, ging nach Paris und verlangte Genugthuung. Der Schuß des beleidigten Vaters versagte; Herr Thiers war echter Cavalier, er senkte sein Pistol und schoß gar nicht. —

„Voici", sagte Cournet zu mir, als er mir Thiers zeigte, den ich zum ersten male sah, „c'est l'homme de tous les ministères; il se dévouera à chaque gouvernement quand il y aura sa place. C'est monsieur «Ravi-de-portefeuilles»."

In der That, Thiers, der große Geschichtschreiber der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs, der Minister Ludwig Philipp's, der Erbauer der Forts um Paris, der Agent der Februarrevolution, ist einer der nothwendigsten Männer zur Erkenntniß der innern Geschichte einer Zeit, welche wir darzustellen versucht haben und deren Material uns lauter Anknüpfungspunkte zur Schilderung Rahel's boten. Vornehmlich zeigt uns Thiers, worauf wir bei Gelegenheit des Portraits von Gentz hinwiesen, welche Carrière der Journalismus in Frankreich darbot. Das Journal, und das erkannte Thiers, dieser geistreiche, behende, kluge und witzige Mann, war der sicherste Weg, um an das Ruder des Staats zu gelangen; er war revolutionär in seinen Artikeln; opponirte, daß die Re-

gierung in Schrecken gesetzt wurde; er machte sich Nichts aus dem Gewinn, den das Land durch eine Regierung erhielt, wenn er nicht mit zu der Regierung gehörte. So war er denn immer in der Opposition, bis er es endlich zum Portefeuille gebracht hatte; er half den „National" 1830 gründen, brachte damit die Julirevolution zum Ausbruch und opponirte gleichwol wüthend gegen die neue Regierung, bis Louis Philipp ihn zum Staatsrath machte; er wurde darauf Deputirter und endlich 1832 Minister des Innern unter Casimir Perier. Das war der kleine, junge, geistreiche Mann, über den Frau von Varnhagen 1823 an Oelsner schrieb: „Halten Sie Herrn Thiers ja zum Deutschen an; in Dem steckt ein Finanzminister." —

Während die Abrundung unsers Gemäldes von Rahel und ihrer Zeit uns nöthigte, den Anfang und die Jugend eines der bedeutendsten Männer der Epoche zu berühren und den mehr als Historiker denn als Staatsmann glänzenden Geist von Thiers einzureihen, führt uns die Verbindung Rahel's mit Benjamin Constant zugleich an das Grab eines andern wichtigen Mannes seiner Zeit, und eines der edelsten und für immer bedeutendsten Geister, der zu dem kleinen Kreise von auserlesenen Autoren gehörte, welche man als

die Fürsten und Centralpunkte der zeitgenössischen französischen Literatur zu betrachten hat.

Henri Benjamin Constant de Rebeque, geboren 13. Oct. 1767 zu Lausanne, auf englischen Universitäten erzogen und abwechselnd darauf in Paris und in Deutschland lebend, hatte schon als junger Mann das Glück, mit Frau von Staël in ein sehr intimes Verhältniß zu treten, zur Zeit als ihr Salon von Suard, Choiseul, Lacretelle, Laharpe und Castellane besucht wurde und Einfluß auf die legislative Versammlung auszuüben suchte. Frau von Staël faßte eine fast leidenschaftliche Neigung für den jungen Mann, der Mitglied des zweiten Salons dieser Frau blieb und zum Aerger des ersten Consuls gegen dessen Regierung mit Narbonne, Broglie, Louvet, Chénier, Cabanis, Barante und Andern zusammen eine heftige Opposition machte. Die Folge davon war, daß er mit Frau von Staël Frankreich verlassen mußte, und mit an dem kleinen Hofe zu Coppet residirte.

Schon die Intimität mit Frau von Staël mußte Rahel aufmerksam auf den jungen Mann machen, den sie nun bald persönlich kennen lernte, als er im Jahr 1804 Weimar und Berlin besuchte, und eine für ihn sehr einflußreiche Verbindung mit Friedrich Schlegel, dem Mentor Rahel's, schloß. Constant war unendlich

liebenswürdig und geistreich; die feine Gesellschaft hatte ihn gebildet; seine Conversation erhielt einen erhöhten Reiz durch die trockene Ironie seines Wesens, welche ihn aber tieferer Gemüthsbewegungen und gerechten Zornes nicht ermangeln ließ; „wie tausend kleine Rinnen", sagt Rahel, „floß seine Ironie durch den ganzen Umgang, den man mit ihm haben konnte. Er brachte sich stets zum Opfer: seinen Geschmack, seine Wahl der Abendbelustigungen, all dergleichen kleinere Bestimmungen und Meinungen, seine ganze Persönlichkeit und deren Angewöhnungen: und das auf die anscheinend trockendste Weise; aus Laune, Witz und Komik, mit den kürzesten Worten. Sein Nachgeben war das komischste, was er hervorbrachte: er wußte mit dem kleinsten Worte, immer mit Miene und Ton, darzuthun, und auf — sogar großer, Breite zu zeigen, wie das Gegentheil des Beschlossenen, Beliebten, Gewählten, wol leicht viel besser sein und besser vertheidigt werden könnte! — er zeigte sich durchaus gut, gütig; gänzlich arglos, vollkommen liebenswürdig, — aber daß in Allem nicht viel läge, und daß, bequemlich, geschliffen und einsichtig nebeneinander zu leben, die zu beabsichtigende und zu erreichende Hauptsache sei."

Zum Schmerze der Frau von Staël und wol auch

der Madame Recamier, verheirathete sich Constant 1808 mit Fräulein von Hardenberg, einem so liebenswürdigen und edeln Wesen, daß er sie in seinem Roman „Cécile" später poetisch verherrlichte, wie man denn auch in seinem andern kleinen Romane „Adolphe" (1816) das Verhältniß zu Madame Staël unter dichterischer Verschleierung zu entdecken vermag. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Deutschland, besonders in Göttingen, machte ihn mit deutscher Literatur vertraut, deren Einführung in Frankreich vielfach nach Schlegel'schen Ansichten eines seiner Verdienste bleibt, wie denn auch seine Uebersetzung des Schiller'schen „Wallenstein" (1809), besonders in der Vorrede dazu, seine Kenntniß in der deutschen Literatur und seine Beeinflussung A. W. Schlegel's an den Tag legt.

Mit der Restauration in Frankreich eröffnete sich endlich für Constant das reiche Feld seiner Thätigkeit. Seit 1815 gibt es kein politisches Ereigniß, bei welchem er nicht betheiligt gewesen wäre. Seine ganze Existenz wurde nun ein Kampf gegen die Royalisten, die Regierung und gegen die Unverständigsten seiner eigenen Partei. Er arbeitete rastlos als Deputirter; die jugendlichen Reden des alten, gebrechlichen Mannes waren die magischsten von der Rednerbühne herab; man sah nicht auf die bleiche Gestalt, aber man hörte

lauschend auf diese mächtige Stimme, auf die schlagende Logik seiner Rede, auf die beißende und trocken hingeworfene Ironie; jede seiner Reden rief einen Sturm hervor, der ihn gar nicht zu berühren schien; es störte ihn kein Scharren, kein Zischen, kein Rufen und Geschrei; er sprach immerfort, sehr kalt lächelnd, sehr höflich, sehr vornehm herabblickend, sehr sarkastisch, sehr elegant, sehr geschmackvoll und als ein Muster sprachlicher Correctheit.

Constant war arm; im Grunde hatte er sich nur etwas Vermögen durch einen glücklichen Treffer am Roulet erworben. Je joue et je perds mon argent à la roulette, heißt es in seinem Tagebuche; — je gagne. Achat avec gain de la maison rue Neuve-de-Berry, première cause de mon éligibilité. Als die Julirevolution beendigt war, bot ihm Louis Philipp für seine Verdienste um dieselbe ein Geschenk von 200,000 Francs an. Constant nahm dieses Geschenk unter der Bedingung an, seine unabhängige Meinung sich zu wahren, und opponirte zwei Monate später bereits wieder gegen die Regierung.

Indessen war er mit seinem Leben und mit seinem Wirken zu Ende. Er hatte für den Liberalismus gekämpft, für die neue Zeit gearbeitet und das Victoriarufen derselben im Juli 1830 gehört. Seine Mission

war zu Ende, und er starb à propos. Sein Tod machte allgemeines Aufsehen und rief eine weite Trauer in allen Kreisen hervor; auch Rahel empfand den Verlust dieses Mannes schmerzlich, nicht allein, weil sie ihn persönlich liebgewonnen hatte, sondern weil er der Kämpfer der edelsten liberalen Idee gewesen war, der Lehrer einer ganzen Zeit, welcher Unendliches dazu beitrug, Klarheit und Mäßigung in die neuen Ideen seiner Epoche zu bringen. Auch gelten noch heute seine politischen Schriften als die symbolischen Bücher des Liberalismus, der seine Macht nicht dadurch beweist, daß er existirt; sondern dadurch, daß er kämpft. In der Politik darf keine Meinung schlafen und träge sein, wenn sie nicht faulen will wie ein stillliegendes Schiff. Der Kampf, die Bewegung und Rührigkeit, das ist die Bedingung ihrer Existenz.

Erst nach Constant's Tode erschienen seine berühmten Schriften „Cours de politique constitutionelle", (1833) und „Du polythéisme romain", eine glänzende Fortsetzung seines 1824—30 erschienenen Werkes „De la réligion". —

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, erwähnen wir noch die erste und einzige Schrift, welche Rahel gewissermaßen als ein letztes Zeichen ihrer Thätigkeit durch den Druck veröffentlichen ließ. Frau von Varn-

hagen liebte es nicht, sich gedruckt zu sehen, und setzte eine Art Stolz darin, ungedruckt eine große Schriftstellerin zu sein. So war es auch nicht auf ihren Antrieb, daß 1830 die „Denkblätter einer Berlinerin“ erschienen; aber als die einzige gedruckte Schrift von ihr darf man ihr Erscheinen nicht gänzlich ignoriren. — Rahel war in den letzten vier Jahren besonders von Krankheiten heimgesucht. Rheumatische und gichtische Schmerzen, dann Beklemmungen und krankhafte Anfälle der Brust bildeten sich zu stehenden Uebeln aus, die nur selten ganz unterdrückt schienen. Ein Freund ihres Gemahls bat diesen, nach einer solchen heftigen Krankheit seiner Gattin, um einige Beiträge zu seinem Journal, und Varnhagen gab mit Erlaubniß Rahel's, der es ziemlich gleichgültig war, eine Masse Sprüche, Aphorismen, Axiome und Stellen aus ihren Briefen, welche demnächst im Druck erschienen. Sie waren ein schönes inneres Bild von der leidenden Frau, Bilder ihrer Seele, die ein Gemälde gaben, welches stilldenkenden und gefühlvollen Herzen zu mannichfacher Anregung dienen mußte. „Auf diesen Blättern“, schrieb Rahel 1830 an Gentz bei Uebersendung ihrer Schrift, „steht nicht, bei weitem nicht das Meiste von Dem, was ich litt und dachte: aus vielen meiner Lebensjahre genommen: für

mich destillirte Essenzen meist aus meinen Lebensschmerzen. Interessant auch für einen, der mich nicht kennt; wenn er nur mit einem höhern Verständniß begabter ist.“ —

Die große Kränklichkeit Rahel's, welche ihre häusliche Geselligkeit bereits auf einen nur sehr kleinen Kreis erwünschter Personen beschränkt hatte, ließ sie keineswegs ängstlichen und düstern Vorstellungen über ihren Zustand nachhängen, obgleich sie jede Hoffnungslosigkeit desselben sehr wohl erkannte. Ihr Leben war nach ihrem Bewußtsein aufs Beste und Edelste ausgenossen worden; eine wechselreiche, schöne und werkthätige Zukunft lag hinter ihr; die Rechnung mit dem Himmel war abgeschlossen, und ein großes Ziel ihres Schaffens strahlte am Ende ihres Lebens in dem Golde einer jungen Morgenröthe: — das war die Julirevolution, durch welche die neue Zeit für mündig erklärt wurde!

VIII.

Die plötzliche Veränderung einer Sache ist niemals von einer fruchtbringenden Dauer begleitet; sondern die Natur jeder menschlichen Schöpfung bedingt einen allmäligen Uebergang vom alten zum neuen Zustande. Der plötzliche Umschlag der Kälte zur Wärme ist weder heilsam, noch anhaltend, und noch viel mehr ist dies der Fall, wenn sich Staaten, Nationen und öffentliche Verhältnisse zu anderer Gestaltung umwandeln. Es ist weder möglich, daß neue Ansichten, Sitten, Meinungen und Verhältnisse ohne die alten entstehen, noch daß die alten plötzlich wie ein abgetragenener Rock fortgeworfen werden können; alle menschlichen, von Intelligenz beseelten Schöpfungen stehen in fortwährender Wechselwirkung, in einem ewigen Schwerpunktsuchen und in einem die Harmonie bedingenden Kampf. Das Neue bedarf zu seiner

Errichtung eines vorhandenen alten Grunds und Bodens, der noch immer einzelne Früchte zu tragen vermag und erst nach und nach seine Zeugungskraft verliert. Aber auf ihm muß das Neue ruhen, will es nicht gleich einem Ballon vom Wirbelwind der Zeiten erfaßt, und vernichtet, erdrückt und zerrissen, zu Boden geschleudert werden.

Die französische Revolution gebar, und zwar plötzlich, eine neue Zeit, und diese, lebenskräftig und stark, etablirte sich unter den größten Kämpfen auf dem abgewelkten Boden einer alten Epoche. Ihre Wesenheit erfoderte den steten Kampf des zähen Alten mit dem jungen Neuen, um sich zu kräftigen und zu entwickeln. Doch gehen dergleichen Entwickelungsstudien einer neuen Zeit mit den neuen Ansichten, Sitten und Verhältnissen nicht ohne einen fortwährenden Häutungsproceß von statten, den die alten Elemente mit ihren noch lebensfähigen Kräften unternehmen und den die neue Zeit zu gewissen Momenten vernichten muß. Die Politik, die Staaten, Völker, Sitten und öffentlichen Verhältnisse existiren nicht ohne Hornung; wie das Wild stoßen sie von Zeit zu Zeit die Hörner und Geweihe ab, die ihnen von der alten Epoche aufgesetzt, oder zur Kräftigung ihres Bestehens von der Natur gegeben werden. Die erste Häutung der neuen

Zeit hatte mit der Julirevolution ihr Ende; die zweite mit dem Jahre 1848; — wann wird die dritte sein?

Die Julirevolution war der zweite vulkanische Stoß des Geistes. Die alte Zeit hatte die Ruhe weidlich benutzt und lustig war aus ihrem Boden, genährt durch die Reste eines welken Humus, das Unkraut emporgewachsen. Sowie es das neue Saatenfeld in seiner Entwickelung zu beengen begann, öffnete sich der Schlund der Erde und verschlang das Gestrüpp und wuchernde Kraut, und was noch stehen blieb, hieben die Sensen ab. Auch hierdurch konnte nicht jegliche Spur und Frucht des alten Bodens vertilgt werden; es bedarf neuer Gätungen, bis nach und nach jede alte Wurzel erstorben, jeder alte Keim zerstört ist und der alte Boden ganz und gar in dem neuen sein Grab gefunden hat.

Es war ein heiliger Friede in Europa, und sorglos rollte sich die Spuhle weiter; man spann wie eine Magd am Rocken, fein Linnen und grob Zeug; man predigte und kanzelte die ewige Friedlichkeit, und ohne Angst hielt man die Zügel der Regierung in den Händen. Oben still und Unten still: Oben spielt man Whist; Unten war das Volk so still und ruhig wie ein Kriegsheer, das auf den Signalschuß zum Kampfe lauscht.

Im Juli 1830 dröhnte der Kanonenschlag von der Seine her.

Bei seinem Grollen sprang das alte Königswappen der Bourbons entzwei; die Feuersäule aus dem metallenen Schlunde spaltete das heilige Königshaus in zwei sich drohend anstarrende Felsenblöcke. Vom Schlag zertrümmert, klapperte der alte, morsche Pagodenkram wieder in einen Abgrund; die welken Gestalten, die Schatten der alten Zeit, die sich noch breit und gewichtig gemacht hatten, flüchteten feig in alle Weltgegenden; von dem Platz der zerstörten Bastille erscholl noch ein mal, wie vierzig Jahre früher, ein Hurrah- und Victoriaruf: — die neue Zeit war mündig; man setzte sie mit Cymbelklang und Paukenschlag auf ihren Thron; man krönte sie bei Jubel und Fanfarentusch; die erste Hornung war geschehen; die erste Häutung der neuen Zeit war abgestreift und eine neue Morgenröthe strahlte auf, der Nichts fehlte — „nicht einmal der Hahn!"

Von Paris aus zitterte der Signalschuß durch Europa; überall fing der tausendarmige Polyp an sich zu regen und zu bewegen; an allen Orten gährte es und puffte auf wie Pulver. Ein großes, weites, grollendes Murmeln ließ sich vernehmen, immer anschwellend, bis es sich in Warschau und Polen zur

Gewalt eines furchtbaren Schreis zusammenballte, den das Herz eines zerrissenen Volkskörpers ausstieß und der mit seinem Haß und seinem Grimm den Himmel um Rache bat. Alles wandte lauschend sich nach Osten; man hörte das dumpfe Rollen der russischen Kanonen über den alten Polengräbern: Gewalt und Recht, Herr und Sklave, Despotenthum und Vaterland rangen miteinander — und ganz Europa sog sich mit den Augen an dem grimmigen Kampfe fest, verfolgte das Waffengeklirr und das Sensenklingen der Aufgestandenen; horchte auf Kosciusko und jubelte beim schönen Klang von Ostrolenka: — — Zu früh! Warschau fiel als eine Citadelle der Nationalität; Polen hatte sein Ende gefunden und verschied, abgewürgt, mit einem letzten, dumpfen Röcheln!

An beiden Enden Europas waren beim vulkanischen Stoß der Julirevolution wilde, verheerende Flammen aus dem Krater gebrochen; — an dem einen Ende verschlangen sie eine alte Zeit und einen alten Thron und leuchteten der Freiheit: an dem andern Ende zerstörten sie ein altes Reich, fraßen eine ganze Nation und warfen ihren grellen Schein auf die Leichen eines freiheitsuchenden Volkes, auf seine starren Ketten und sein trümmervolles Vaterland. Das mußte

Europa belehren, von welcher Seite es zu hoffen, von welcher es zu fürchten habe.

Während dieser kurze, aber entscheidende Kampf an den beiden Extremitäten des Welttheils tobte, klopfte das Herz Europas, Deutschland, mit Heftigkeit gegen die Wand seiner Brust; es hämmerte an die Rippen; das Blut wallte siedend hinein und dann kochend heraus in die Adern; der Puls jagte sich ab, die Stirn stand voller dicken Schweißtropfen: Deutschland hatte das Kanonenfieber. —

Alle diese Aufregungen der Zeit, diese Unruhen, welche ausbrachen oder drohten, mußten die schon vielfach angestrengten, und immer aufs Neue bereitwilligen Kräfte Rahel's in übergroße Anstrengung setzen. Allerdings sah sie eine ihrer Hoffnungen darin verwirklicht, daß die große Uebergangsperiode, deren Personification sie war, zum Abschluß gedieh, und mit der nicht mehr zu leugnenden Allherrschaft des menschlichen Geistes über alles Andere, eine heilbringende Zukunft erschlossen hatte. Von jetzt ab war das männlich gewordene Volkselement, als Fond der gesunden Intelligenz, zur Wirksamkeit berufen; es schadete seiner Existenz nicht, daß es nur in Frankreich factisch den Sieg errungen hatte; wir hatten trotzdem Alle daran Theil, und wurden immer mehr überzeugt, daß

jenes Land an die Spitze der neuen Zeit getreten sei. Deswegen wurde es auch mehr denn je Mode in Europa und wir borgten Alle von ihm.

Hatten denn diese unausbleiblichen Aufregungen für einen so regen, und das Edelste anstrebenden, Geist, wie der Rahel's war, auch vieles Trostreiche, so legte ihr die furchtbare Krankheit aus dem Orient, die Schreckbilder, in denen ihr Herannahen angekündigt wurde, die Sorgen, Theilnahme und Mühen, welche ihr Erscheinen nöthig machte, bei weitem unheilvollere Anstrengungen auf. Die Cholera ringelte sich, kaum nach dem Verhallen der letzten Kampfgetöse, wie eine giftige Schlange durch Europa: fast möchte man meinen, die Barbarei Asiens hätte sie aus Grimm herübergeschleudert; mindestens war ihr Charakter um so schreckenvoller, als sie aus dem Oriente kam und sich, über ein Feld von zahllosen Leichen, nach dem Westen wälzte.

Die Pest wüthete mit grausamer Erbarmungslosigkeit. Fast lösten sich alle socialen und politischen Bande; das öffentliche Leben stockte gänzlich, besonders in Paris, wo eben die Freiheit gekrönt worden war; eine furchtbare, entsetzliche Nemesis, raffte sie ihre Opfer hinfort; ein todtbringendes Schreckbild, erbleichte sie den Standhaftesten; — sie war, in

Hütten und in Palästen, der große gemeinsame Feind, gegen den sich Jeder zu schützen und zu verbarrikadiren suchte. Fast hungerte man aus Diät, um nicht das gierige Ungeheuer zu locken; man präparirte sich eigene Luft, um nicht den Athem zu schlucken, mit dem die Pest die Luft Gottes vergiftet hatte; man räucherte, wie um einen Satan zu vertreiben; man dampfte sich in Bernsteinrauch, Steinkohlentheer und Wachholder ein; man sprengte mit Essig und sog ihn in Schwämmen ein; man that, als sei man entsetzlich krank, packte sich in Flanell von Oben bis Unten; legte sich Löschpapier auf Rücken und Fußsohlen; man scheuerte nicht, man reinigte nicht; man trank kein Wasser, welches die Cholera vergiftet hatte; man rieb sich die Haut wund und glaubte trotz aller dieser Maßregeln noch immer nicht genug gegen die vielköpfige Hyder geschützt zu sein.

Aber die Cholera hatte auch ihr Gutes; sie zeigte furchtbar großartig, wie gleich alle Menschen seien, und diese Lehre war unendlich heilsam, weil sie nöthig war. Die Regierungen wurden gezwungen, um sich selbst zu schützen, für die Wohlfahrt des Volks bedacht zu sein; sie sahen streng auf Reinlichkeit und Lüftung der Wohnungen, auf die Bekleidung der armen Leute und wurden durch die große Calamität zu Mitleid

und Hülfe der Bedürftigen getrieben, durch die strafende Gottesgeißel zu Dem, was ein Element der Zeit geworden war: sie wurden unwillkürlich socialistisch.

Auch zeigte das Volk, die armen Klassen, wie immer bei großen Calamitäten, guten Willen und Geduld; die Menschenfreunde verrichteten ihr Werk; und Rahel, deren Herz stets für Leiden offen war und in der immer die besten Gedanken rege waren, spornte auch hier zum letzten male an und mühte sich ab, zu helfen, wie und wo sie konnte. „Ueberhaupt", schrieb sie an ihren Bruder um diese Zeit, „sollten Frauen das Armendirectorium sein; tausend Witwen und brave Frauen gibt's dazu: männliche Sergeanten dazu, zu Zwang und Hülfe. Könnte man nicht dazu beitragen, daß es so würde: wenn man z. B. in der Allgemeinen Zeitung einen Artikel aus Berlin schriebe, daß es beschlossen ist; daß es so werden soll? Nicht das mit den Frauen zuerst: nur daß für der Armen Reinlichkeit, Beschäftigung und Kleidung auch in gesunden Tagen fortgesorgt werden würde, und dies der Ertrag, menschlicherweise gesehen, von der schweren Prüfung sein soll!" —

Mit dem engen Mitgefühl für die Leidenden, und dann mit der ewig von ihr gehegten und verfochtenen

Ueberzeugung, daß unser Dasein hienieden nur seinen edeln Zweck durch die Freimachung des Geistes habe, mußte in den letzten Momenten ihres Lebens noch lebhaft von ihr eine große Lehre willkommen geheißen werden, welche dafür prachtvolles Material lieferte und sozusagen das Programm der neuen Zeit wurde, dem wir bisher mehr folgten, als es vor dreißig Jahren zu vermuthen war.

Auch diese große, wichtige Lehre ging wieder von Frankreich aus: Es war der Saint-Simonismus, die neue Religion der Menschheit, das neue Christenthum der Gesellschaft.

Auf einigen der vorhergehenden Seiten war bereits bezüglich der Religiosität Rahel's bemerkt worden, wie sie ein neues Christenthum nicht allein für die neue Menschheit nothwendig hielt, sondern auch dessen Errichtung in der Zukunft voraussah. In die Einsamkeit, welche ihre letzten Monate umgab, drangen die Schriften der Schüler Saint-Simon's, und besonders wurde der damals Alles beeinflußende „Globe" ihr „tägliches Brot". Der „Globe" war das Organ der neuen Zeit; auch der Saint-Simonismus wurde von ihm gelehrt und erörtert, und die ganze gebildete Welt hieß eine Lehre hochwillkommen, welche durchaus nicht, nach der Idee ihres Stifters, eine neue

Religion, sondern nur eine neue Auslegung des Christenthums zu geben beabsichtigte. Saint-Simon hielt sich für keinen Propheten und Offenbarer, sondern für einen Denker; er war ein zweiter Sokrates.

Für eine neue Religion hielt man den Saint-Simonismus nicht und am allerwenigsten Rahel, die Wahlverwandte Saint-Martin's, mit ihrer echtchristlichen Mystik. Eine Religion von so abstractem Verstande war nicht das Heil tiefempfindender Seelen, weil sie eben nicht über den Verstand hinausging; sie konnte nur eine Gesellschaftslehre, ein Programm der neuen Zeit sein, welches sie deducirte, was einer Religion unmöglich ist; denn „das ist das Schöne unseres jetzigen Zustandes, daß das Gute und Heilsame bewiesen werden kann, — und also bewiesen werden muß, — und daß das für Recht Anerkannte uns zum Höchsten in uns führt, und so von uns geehrt wird, wie die unerwarteste Offenbarung, von Chören von Engeln aus den Wolken gereicht! Die unumstößliche Anerkennung des Rechten. Diese heilig gewordene Verehrung dafür ist jetzt religiös, aber nicht mehr Religion."

Der Saint-Simonismus versagte ihr den Glauben der Einfalt, und in der That ist dieser einer neuen Religion niemals zu benehmen, will sie wirklich

Religion sein. Diesem Element trug der Saint-Simonismus jedoch keine Rechnung; er deducirte seine Lehre als eine Weltverbesserung und setzte sie nur, so viel wie nöthig war, mit der Religion in Verbindung. Das neue Christenthum des Grafen von Saint-Simon stellte wol einen Glauben der Welt an Gott als Basis auf; aber sein Hauptprincip bildete doch nur die allgemeine Verbrüderung, welche, um Christen zu sein, alle Menschen ihre Anstrengungen auf die geistige, sittliche und leibliche Veredelung der größten und ärmsten Klasse richten lassen muß. Das war aber ein Theil Dessen, was die neue Religion in sich aufnehmen muß; und dieser Theil fand auch von Seiten Rahel's die größte Anerkennung.

Frau von Varnhagen befand sich überdies den Ansichten des Saint-Simonismus über die socialen Verhältnisse und deren Reformen keineswegs überrascht gegenüber. Manche dieser Ideen, wie über die Ehe, oder eine neue freiere Einrichtung derselben, waren zum Theil schon früher in ihr aufgetaucht, als sie sonst wo in der Zeit eine Aeußerung oder Vertretung erhalten hatten. Es soll, lehrte der Saint-Simonismus, eine Ehe statthaben, und bei dieser auch Freiheit. Man soll in und außer der Ehe leben können. Eine Musterehe soll existiren, die das durch die That

beweist. — „Voreilig", rief Rahel aus, als sie diese Stelle im „Globe" gelesen hatte; „ich verstehe das! So ist auch, und kann nicht anders sein, die Ehe: aber mit Bewußtsein soll dies geschehen; und ich setze jetzt hinzu: daß dies überhaupt der Inbegriff höchster Bildung, religiöser, ist: Einwilligung, durch Einsicht und Herzensübung, in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anschließen an Das, was wir Höchstes kennen."

Die Wesenheit des Saint-Simonismus war eine rein staatliche und gesellschaftliche, und für diese beiden Elemente des öffentlichen Lebens sind durch ihn ungemeine Reformationen und Verbesserungen veranlaßt worden. Die große Idee, welche ihn leitete und für deren Realisirung er wirkte, war, daß die Repräsentativregierung und der Liberalismus nur den Uebergang zwischen der Feudalität und einer neuen Zeit bilde, welche die Periode der Industrie sein wird. Die Thronerhebung der Industrie im Staate, wie Saint-Simon es wollte, wird freilich nie in solcher Ausdehnung sich geltend machen; aber bei dem Lehrer eines neuen Prinzips wird dem Prinzip fast immer mehr aufgebürdet, als es zu tragen vermag, und nur bedeutende Theile desselben sind wirklich der Welt zum Gebrauche ersprießlich. So ist es auch mit dem Saint-

Simonismus, von dessen Ideen wir im Laufe der Zeit, und unwillkürlich, viele angenommen und uns zu eigen gemacht; manche realisirt und unserm öffentlichen Leben und politischen Denken einverleibt haben. Die Industrie bezeichnet eben nur einen Ausdruck der menschlichen Intelligenz und dieser gehört die Gegenwart und die Zukunft.

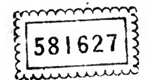
Der Tod Rahel's, welcher am 7. März 1833 erfolgte, wurde in allen Klassen mit Zeichen einer tiefen Theilnahme aufgenommen. Die edeln Eigenschaften der unversiegbaren Güte, des reichen Wohlthuns und eines stets freundlichen Wohlwollens, wurden auch von den Leuten des niedrigsten Standes herzlich empfunden; während die weiten Kreise der Gebildeten fühlten, daß ihnen ein reiches und bedeutendes Lebensbild entrissen worden sei. Diese ruhmvollen Zeichen allgemeiner Betrübniß galten einem herrlichen Geist, der länger wirkte, als die menschliche Hülle ihn zu bergen vermochte.

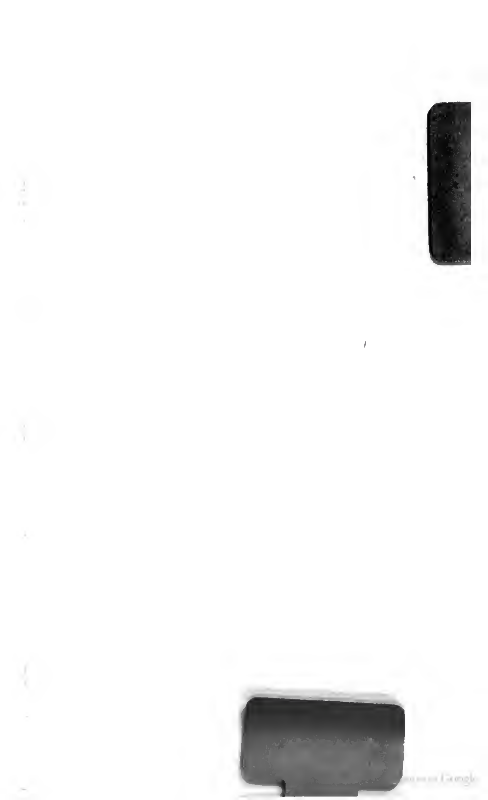
Rahel war einer der Pfeiler unserer neuen Zeit, der, fest in dem Postament der alten wurzelnd, an seinem Schaft herauf die neuen Gedanken sich winden ließ. Jene großen Epochen der Menschheit, wo diese, kraft der Gewalt des Geistes, sich umschwingt und

verjüngt, scheinen auch solcher Charaktere nöthig zu haben, die ohne Parteileidenschaft, und ohne stürmend ins Leben einzugreifen, stark und stolz den Stürmen der Zeit, gleich Edeltannen auf hohen Gebirgen, widerstehen; still wie ein Genius befruchten sie und spenden sie den Inhalt ihres Füllhorns; ohne Fanfarenruf und schallendes Lob dankt ihnen ihre Mitwelt, und die ewig gerechte Nachwelt setzt ihnen ein Monument, welches um so heiliger ist, da sie dasselbe nicht begehrten. Das Denkmal solcher Geister mahnt eine junge Generation mächtig an ihre Pflicht, auch ihrerseits mit Herz und Geist dem Gedeihen und Fortschreiten der Menschheit sich zu widmen; es ist zugleich ein Monument der Zeit, deren Schöpfungen und Anregungen uns vererbt worden sind. — Und gewiß, die Zeit Rahel's ist eine der größten der Menschheit; umrahmt von zwei Revolutionen, gibt es Nichts, was in ihrem Schooße nicht befruchtet, erzeugt und geboren worden wäre für die hohen Interessen der Menschheit. An ihrer Schwelle steht Rousseau, das ist die französische Revolution und die Geburt der neuen Zeit; an ihrem Ende ist Saint-Simon, der Rousseau erklärte, die neue Zeit gewissermaßen confirmirte und die Julirevolution als den factischen Sieg der Intelligenz bewirkte. Vergessen wir denn nicht,

welchen Dank wir jener so fest abgegrenzten Zeit schulden; welche Pflichten wir geerbt haben und welche Thaten, nach so glänzendem Vorspiel und so tausendfältigen Anregungen, die Menschheit und die Nachwelt von uns verlangen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.






BIBLIOTECA
NAZIONALE
FIRENZE